

8. JUNI 2025
NUMMER 12

neue KIRCHENZEITUNG

KATHOLISCHES MAGAZIN FÜR DAS ERZBISTUM HAMBURG

WWW.AUSSICHT.ONLINE



Geist der Freiheit

Zu Pfingsten beginnt unsere neue Serie

Seiten 3 und 10 – 15

16.–21. NOVEMBER 2025

HEILIGES JAHR UND NEUER PAPST – PILGERREISE NACH ROM



Wallfahrt zu den Heiligen Pforten und zum Grab von Papst Franziskus exklusiv für unsere Leserinnen und Leser

Erleben Sie eine unvergessliche Pilgerreise nach Rom, bei der Sie nicht nur die großen Sehenswürdigkeiten bestaunen, sondern auch alle vier Heiligen Pforten durchschreiten können. Sie feiern stimmungsvolle Gottesdienste an bedeutenden Orten, begegnen – mit etwas Glück – Papst Leo XIV. bei der Generalaudienz und besuchen das Grab von Papst Franziskus. Genießen Sie die Schönheit Roms, das lebendige Trastevere-Viertel und die malerische Landschaft der Albaner Berge. Begleitet wird die Reise von Domkapitular Thilo Wilhelm, der Rom schon aus der Studienzeit kennt, und unserer theologischen Redakteurin Susanne Haverkamp.

Machen Sie sich mit uns auf die Reise.

Im Reisepreis enthaltene Leistungen

- Flug mit Lufthansa (ggf. mit Umstieg) nach Rom und zurück
- 5 Übernachtungen in der Casa Tra Noi in Doppelzimmern mit Bad oder Dusche/WC mit Frühstück
- 4 x Abendessen in der Unterkunft
- 1 x Abendessen in einem typischen römischen Restaurant
- Bustransfers
- Alle Ausflüge und Besichtigungen lt. Programm inkl. der erforderlichen Eintrittsgelder
- Audiosystem für die Führungen
- Pilgerbuch
- Reisekranken-Versicherung

Geistliche Begleitung:

Domkapitular Thilo Wilhelm

Reiseleitung:

Susanne Haverkamp,
Redakteurin Verlagsgruppe
Bistumspresse



Flugreise

ab Frankfurt, München oder Hamburg

Pro Person **ab 1.565 Euro**



◀ Weiter Infos finden Sie hier



Foto: Unsplash/Luca Upper

NEUE SERIE

Von Freiheit und Freude

Was, liebe Leserinnen und Leser, ist Freiheit? Die Frage scheint kompliziert zu sein, denn in allen aktuellen Debatten geistern verschiedenste Antworten durch die Welt. Denken Sie nur an die Corona-Pandemie, an die Klimakrise, an unsere Unterstützung für die Ukraine. Immer geht es auch um die Frage: Wie sehr bin ich bereit, meine Freiheit einzuschränken für die Freiheit der anderen? Wie sehr ist Freiheit mit Verantwortung verbunden? Wo wird sie zu Egoismus?

Wir haben uns daran gewöhnt, dass unsere Freiheit grenzenlos ist. Dass wir frei reisen, frei wählen, unsere Meinung frei äußern, unsere Religion frei ausüben kön-



nen. Aber selbstverständlich ist das nicht. Wie schnell Freiheit schwinden kann, zeigen auf bestürzende Art die USA.

Das Thema Freiheit ist zentral in unserer Zeit, deshalb beginnen wir in diesem Heft eine Serie dazu. Wir fragen: Was bedeutet Freiheit aus christlicher Sicht? Wo ist sie bedroht? Wie lässt sie sich schützen? Wir erzählen Freiheitsgeschichten aus Bibel, Kirche und Politik. Und wir berichten von Menschen, die frei geworden sind, jeder auf seine Art. Viel Freude beim Lesen!

// ANDREAS LESCH

GOTT UND DIE WELT

- 6 Kirche und Welt**
Brauchen wir in Deutschland ein verpflichtendes Gesellschaftsjahr? Eine zwölfte Klasse diskutiert
- 10 Schwerpunkt**
Im Interview sagt Kardinal Marx, warum Freiheit das zentrale Thema in seinem theologischen Denken ist
- 18 Kirche und Welt**
In Burkina Faso rekrutieren Terroristen Jugendliche. Eine Ordensfrau versucht zu helfen
- 22 Kirche und Welt**
Eine-Welt-Läden haben es zunehmend schwer. Wie kann es weitergehen?



Foto: Imago/Berlinfoto



Kardinal Reinhard Marx erklärt, warum Freiheit mit Verantwortung zu tun hat.

Liebe
Leserinnen
und Leser!
Die nächste
Ausgabe erscheint
am 22. Juni.

BLICK IN DEN NORDEN

- 28 Osnabrück**
Jung und Alt im Dialog: Zwei Priester reden über Veränderungen
- 34 Hildesheim**
Grund zum Feiern: Buntres Treiben zum Welterbetag
- 38 Hamburg**
Neuheit: Mit Sesam steht das Erzbistum vor einem Umbruch
- 17 Im Norden. Kirche und Welt**
Modell: Soziales Bremer Projekt sucht Unterstützer
- 20 Im Norden. Begegnung**
Auszeichnung: Nordhorner setzt sich für Dialog der Religionen ein
- 24 Im Norden. Blickpunkt**
Mitmachen: Warum es Beiräte im Altenheim gibt
- 57 Im Norden. Kultur**
Was ist uns heilig? Eine Ausstellung in Telgte gibt die Antwort

GLAUBENSLEBEN

- 42 Glaubenswege**
Für Laiendominikaner Felix Hoffmann ist es wichtig, seinen Mitmenschen von Gott zu erzählen
- 44 Lesungen der ersten Woche**
Das Pfingstwunder: Die Apostel predigen und alle können sie verstehen. Das erinnert an Taizé
- 48 Lesungen der zweiten Woche**
An diesem Sonntag feiert die Kirche die Trinität. Aber wie einzig ist die Dreieinigkeit eigentlich?
- 52 Glaubensleben**
Was der Bonifatiuspreis für missionarisches Handeln ist und was er bewirkt
- 54 Glaubensleben**
Am 9. Juni feiert die Kirche den Heiligen Ephräm den Syrer. Er könnte unser Nachbar sein

ANGEMERKT

Gewagter Rückzug

Auf einmal geht alles ganz schnell. Die katholische Kirche im Norden bereitet den Rückzug vor. Das pastorale Personal soll bald an fünf Städten konzentriert werden. Das ist nicht der erste Rückbau im Erzbistum Hamburg, das bei seiner Gründung noch 171 Pfarreien hatte. Zum ersten Mal aber wird das ganze nicht als Aufbruch und Fortschritt verkauft. Die Bistumsleitung sagt deutlich: Wir können nicht mehr. Und es muss zügig gehen; anders als 2009 bei der Bildung „Pastoraler Räume“, als sich das Bistum in einem zehnjährigen „Prozess“ mit Beratungen, Analysen, Expertisen und Papieren überflutete.

Für so einen Akt gäbe es heute weder die Mittel noch die Leute. Schneller als der Glaube und das Geld schwindet das kirchliche Personal. Neupriester gibt es kaum, viele Orden ziehen sich zurück. Die von der Nachkonzilszeit inspirierten Laientheologen sind reif für die Rente. Das alles ist nicht nur im Norden so. Die

Diaspora trifft es nur zuerst.

Vielleicht hat die Diaspora auch die besten Chancen, den Mangel zu bewältigen. Zwar gibt es Gemeinden, in denen nichts

»Schneller als der Glaube schwindet das Personal«

mehr geht. Es gibt aber auch solche, die schon jetzt ihre Sache in die eigene Hand nehmen und ehrenamtlich ihre Kirche lebendig halten. Geistbegabte Frauen und Männer haben wir (noch) genug. Wichtig wäre, dass man sie „machen lässt“, wenig diktiert oder bürokratisch verkompliziert, ihnen durch gut ausgebildete – und gut bezahlte – Fachleute gibt, was sie brauchen. Das ist eine Frage des Vertrauens; und zwar letztlich des Vertrauens in den Heiligen Geist. Der verschwindet so schnell nicht.

// ANDREAS HÜSER, HAMBURG

aussicht.online

Sie möchten unser Magazin abonnieren oder verschenken? Unter aussicht.online/abo finden Sie verschiedene Möglichkeiten – von der kostenlosen Leseprobe bis zum Jahresabo.



Foto: istockphoto/Viktoriya Telminova

SPEKTRUM

58 Kultur
Ob im Garten oder als Strauß: Die Rose ist sehr beliebt. Wie hat sich ihre Symbolkraft entwickelt?

63 Medien
Die ersten Biografien über Papst Leo XIV. sind erschienen. Autor Stefan von Kempis berichtet von der Recherche



Minimalismus liegt im Trend. Aber sorgt er wirklich für Zufriedenheit im Leben?

Titelbild: istockphoto/ussr



Die Gottesdienste in Taizé werden in verschiedenen Sprachen gefeiert.

Foto: Cédric Nissi

„Man kann die Leute nicht zwingen“

Brauchen wir in Deutschland ein **verpflichtendes Gesellschaftsjahr**? Einige Politiker sehen darin die Lösung für den **Personalmangel bei der Bundeswehr**. Aber was denken diejenigen, die es betrifft? Zu Besuch in einer **zwölften Klasse**.

Von Barbara Dreiling



Oberstufenschülerinnen und -schüler sitzen an diesem Freitagmorgen im Halbkreis zusammen in einem Klassenraum der Osnabrücker Angelaschule. Sie gehören zu zwei Politikkursen der zwölften Jahrgangsstufe und diskutieren, ob ein verpflichtendes Gesellschaftsjahr für alle eingeführt werden sollte. Links die Befürworter, rechts die Gegner. Einer von ihnen moderiert.

Zu Beginn machen zwei Schülerinnen deutlich, dass man sie keineswegs zu etwas verpflichten muss. Sie sind ehrenamtliche Jugendgruppenleiterinnen. „Fast alle von uns haben ein Ehrenamt und wir bemühen uns, etwas Soziales für die Gesellschaft zu tun“, sagt Kerstina. Zu behaupten, junge Leute würden sich zu wenig engagieren, empfindet sie als „ziemliche Unterstellung“.

„Jetzt haben wir Krieg in Europa“

Die 18 jungen Erwachsenen legen im nächsten Jahr das Abitur ab und können dann wählen: Studium, Ausbildung, Wehrdienst oder Freiwilligendienst? Drei von ihnen wissen schon jetzt, dass sie zur Bundeswehr gehen wollen. Neun denken darüber nach, einen Freiwilligendienst zu machen. Die anderen wollen weder das eine noch das andere. Einen Pflichtdienst jedoch empfinden zwei Drittel von ihnen als ersten Eingriff in ihre Freiheit. Bundesweit wollen laut dem ARD-Deutschland-Trend im April 2025 unter den 18- bis 34-Jährigen 37 Prozent die Wehrpflicht weiter aussetzen, 24 Prozent die alte Wehrpflicht wieder einführen, 31 Prozent den Dienst auch auf Frauen ausweiten.

Würde ein verpflichtendes Gesellschaftsjahr eingeführt, müssten junge Erwachsene nach der Schule

oder später den Wehrdienst oder einen zivilen Pflichtdienst antreten. Das fordern vor allem CDU-Politiker. Aus deren Sicht ist die Zahl derer, die freiwillig einen Wehrdienst oder Zivildienst leisten, zu gering. Im März lag die Zahl der freiwillig Wehrdienstleistenden bei 11 000 Soldatinnen und Soldaten. Das Bundesfamilienministerium spricht von etwa 90 000 Menschen, die pro Jahr einen zivilen Freiwilligendienst leisten. Mit einem verpflichtenden Gesellschaftsjahr würde sich die Zahl der Wehrdienstleistenden erhöhen, so die Hoffnung vieler Politiker.

Russlands Angriffskrieg in der Ukraine hat die Schülerinnen und Schüler in ihren Haltungen bestärkt. Jan sagt: „Bisher waren Kriege immer weit weg von uns. Aber jetzt haben wir Krieg in Europa.“ Er ist sich nicht sicher, ob der russische Präsident Putin in der Ukraine Halt macht. Dass er nach dem Abitur zur Bundeswehr gehen möchte, steht für ihn schon lange fest.

Für Tim ist der Krieg in der Ukraine „angsteinflößend“. Aber er ist nach wie vor gegen einen Pflichtdienst. Er sagt, dass „man die Leute nicht zwingen kann“ und dass jeder selbst entscheiden solle, ob er einen Dienst für die Gesellschaft leistet. Auch Kerstina setzt auf Freiwilligkeit. Mittlerweile kann sie die Argumente für einen Pflichtdienst verstehen, „weil der Krieg Angst macht“. Doch sie sagt, statt Menschen zum Wehrdienst oder Zivildienst zu verpflichten, solle man Freiwillige gewinnen, „die das auch wirklich wollen“. Sie fürchtet, dass Menschen, die man verpflichtet, häufig „ihre Zeit absitzen“ und „nur das Nötigste tun“.

Dass bei einem Pflichtdienst „die Qualität der Arbeit sinken würde“, glaubt auch Raphael. Und dass Leute



Foto: imago/photothek

Bundeswehr oder Seniorenheim: Wenn ein verpflichtendes Gesellschaftsjahr eingeführt würde, müssten junge Erwachsene zwischen dem Wehrdienst und einem zivilen Pflichtdienst wählen.



Foto: Imago/Funkle Foto Services

sogar auswandern würden, um dem Dienst zu entgehen. Das sei „ziemlicher Quatsch“, antwortet ihm Bennet: „Wer kann sich das denn leisten: auszuwandern?“

Einige in der Klasse sagen, man solle den Freiwilligendienst attraktiver machen, wie Kerstina. „Es gibt ja ein Freiwilliges Soziales Jahr, aber die Freiwilligen bekommen nur sehr wenig Geld“, sagt sie. „Und ich glaube, dass viele Menschen deshalb keinen Freiwilligendienst machen wollen.“

„Man kann auch mal was zurückgeben“

Eine Schülerin denkt an ihr dreiwöchiges Sozialpraktikum in der elften Klasse zurück. Während der Zeit hat sie erlebt, dass die Mitarbeitenden in sozialen Einrichtungen „total gestresst und überlastet sind“. Das wirkte sich auch auf die Begleitung der Praktikanten und FSJler aus. Sie möchte nicht noch einmal in einer sozialen Einrichtung arbeiten. Ständig hatte sie das Gefühl, „den Patienten nicht gerecht werden zu können, weil es einfach zu viele sind“, erzählt sie. Aus ihrer Sicht werden dort mehr ausgebildete Arbeitskräfte anstelle von kaum qualifizierten Pflichtdienstleistenden gebraucht.

Max hingegen ist für ein verpflichtendes Gesellschaftsjahr. „Ich finde es wichtig, dass junge Leute ein Bewusstsein entwickeln, was für schlimme Strukturen

wir im Moment haben“, sagt er. Er sieht die persönlichen Kompetenzen, die man sich in einer sozialen Einrichtung erarbeitet, zum Beispiel im Umgang mit hilfsbedürftigen Menschen. Und er sagt: „Man kann auch mal was zurückgeben.“ Denn: „Wir profitieren die ganze Zeit von der Freiheit, die wir in Europa haben.“

Auch Bennet ist für ein verpflichtendes Gesellschaftsjahr. Der Vorteil besteht für ihn darin, dass alle den Dienst tun müssen, „egal, ob sie arm, reich, schlau oder dumm sind“. Er glaubt: „Es stärkt das Gemeinschaftsgefühl, wenn man mit Leuten zusammenarbeiten muss, die aus ganz anderen gesellschaftlichen Gruppen kommen und mit denen man sonst nichts zu tun hat.“

Für Jan hilft das verpflichtende Gesellschaftsjahr, in der Wirklichkeit anzukommen, ob man es in zivilen Einrichtungen leistet oder bei der Bundeswehr. „Wir reden die ganze Zeit über Kriege, ob Taurus in die Ukraine geliefert werden soll oder ob irgendwo eine Friedensmission gestartet werden sollte“, sagt er. „Aber Erfahrungen haben wir nicht.“

Jan ist einer von sechs Jugendlichen, die einen verpflichtenden Gesellschaftsdienst befürworten würden. Die zwölf anderen Schülerinnen und Schüler lehnen die Verpflichtung ab.





**Verschenken Sie
Ihre Kirchenzeitung
in den ersten 100 Tagen
von Papst Leo XIV.
an Familie und Freunde.**



**3 Monate
verschenken,
nur 2 Monate
zahlen.**



Jetzt bestellen

aussicht.online/abo-papst-mini-nord
oder telefonisch 0541 318 - 609

KONTAKT

Neue Kirchenzeitung Hamburg
Am Mariendom 5
20099 Hamburg
Telefon: 040 24877 - 111
redaktion@
neue-kirchenzeitung.de
www.neue-kirchenzeitung.de
Aboservice:
Telefon 0541 318 - 609
aboservice@kirchenbote.de

Kirchenzeitung Hildesheim
Telefon: 05121 307-864
info@kiz-online.de
www.kiz-online.de
Aboservice:
Telefon 05121 307-850
E-Mail: leserservice@
bistumspresse.de

Kirchenbote Osnabrück
Telefon 0541 318 - 625
redaktion@kirchenbote.de
www.kirchenbote.de
www.facebook.com/
derkirchenbote
Aboservice:
Telefon 0541 318 - 609
aboservice@kirchenbote.de

*Ihre Meinung
ist uns
wichtig*

Wie passt das zusammen?

**Zur Ausgabe Nr. 8 mit dem
Schwerpunkt „Zuversicht“:**
Liebe Redaktion, die Aus-
gabe Nr. 8 (Ja – Zuversicht)
hat mir gut gefallen. Aber:
Auf Seite 7 schreiben Sie zum
Thema Zuversicht: „Er kann
auf Urlaubsflüge, unnötige
Autofahrten und Fleisch ver-
zichten...“ Und eine Seite wei-
ter kommt der Hinweis auf die
Flugreise nach Wien, aufge-
teilt sogar in zwei Kurzflüge,
bei Hin- und Rückflug sind es
dann sogar vier. Wie passt das
zusammen?
Trotzdem: Weiter so!
// **MONIKA RAKERS,
LINGEN**

IMPRESSUM

**Neue Kirchenzeitung
Hamburg**
Magazin für das Erzbistum
Hamburg, Herausgeber: Der
Erzbischof von Hamburg

**Kirchenzeitung
Hildesheim**
Magazin für das Bistum Hil-
desheim, Herausgeber: Der
Bischof von Hildesheim

Kirchenbote
Magazin für das Bistum Os-
nabrück, Herausgeber: Der
Bischof von Osnabrück

Verlag
Kirchenbote für das Bistum
Osnabrück
Verlagsleiter und Chefredak-
teur: Ulrich Waschki

**Redaktion
für das Erzbistum Hamburg**
Andreas Hüser (Ltd. Redak-
teur)

**Redaktion
für das Bistum Hildesheim**
Edmund Deppe

**Redaktion
für das Bistum Osnabrück**
Matthias Petersen (stellvertr.
Chefredakteur), Petra Diek-
Münchow, Andrea Kolhoff,
Anja Sabel, Astrid Fleute

**Zentralredaktion der
Verlagsgruppe Bistumspreise**
Andreas Lesch (Chef vom
Dienst), Barbara Dreiling,
Susanne Haverkamp, Kerstin
Ostendorf, Andreas Kaiser
(Berlin)

**Anschrift für Verlag und
Zentralredaktion:**

Schillerstraße 15,
49074 Osnabrück
Telefon 0541 318-626

Anzeigenverwaltung
Osning Medien GmbH
Telefon: 05401 83737-0
Telefax: 05401 83737-29

info@osning-medien.de
zurzeit gültige Anzeigenpreis-
liste vom 15. Februar 2024

**Mitglied der
Konpress-Medien eG**
www.konpress.de

**Freiwillige Auflagenkontrol-
le durch die IVW.**
ISSN 1431 – 5637

Technische Herstellung:
Bonifatius GmbH, Paderborn

Erscheinungsweise: 14-täglich
Bei Nichtlieferung ohne Ver-
schulden des Verlages besteht
kein Entschädigungsanspruch.
Für unverlangt eingesandte
Fotos und Texte wird keine
Haftung übernommen.





Foto: iStockphoto/Getty Images

Mehr Wertschätzung erwünscht: Mit ihrer Arbeit ernähren Landwirte schließlich die Menschen.

Keine Politik mit dem Evangelium

Zum Kommentar „Die Kirche Jesu ist politisch (Nummer 10/11. Mai):

„Die Kirche Jesu ist politisch“, meint Ulrich Waschki. Ja, der Glaube ist politisch relevant. Aber aus dem Evangelium lassen sich keine parteipolitischen Forderungen ableiten. Genau dies machen die beiden Großkirchen in Deutschland immer offensiver und verspielen dadurch Vertrauen und Glaubwürdigkeit. Einzelne parteipolitische Forderungen werden als vermeintlich alternativlos dargestellt; wer anders denkt, wird ausgegrenzt. Moralisierung und Polarisierung des innerkirchlichen Diskurses sind die Folge und dann auch leere Kirchenbänke.

Die Kirche hat gerade keine Foren der parteipolitischen Programmbildung. Aus gutem Grund. Die Kirche ist dem Evangelium verpflichtet, nicht einem bestimmten politischen Programm. Wie Christen ihren Glauben und ihre Form der Nachfolge auch politisch verantwortlich leben, kennt vielfältige Formen. Und das ist auch gut so. Denn über die Frage, wie das Gemeinwohl ganz konkret am besten umgesetzt werden kann, müssen auch Christen untereinander streiten können; wenn es sein muss, auch sehr kontrovers.

// AXEL BERND KUNZE, WAIBLINGEN

Ein Mann aus der Praxis

Zum Interview „Die Landwirte können nicht mehr“ (Nummer 10/11. Mai):

Bauern ernähren uns seit mehr als 2000 Jahren. Sie haben das sehr verantwortungsvoll und mit viel Arbeitsaufwand betrieben und uns mehr oder weniger zuverlässig mit Lebensmitteln versorgt. Ich habe sehr den Eindruck, dass wir in Deutschland einen romantischen Naturpark errichten wollen, was bedeuten würde, dass wir die Lebensmittel aus Ländern importieren, die ihren Grund und Boden zerstören. Dagegen können wir dann wieder demonstrieren.

Von all den Menschen, die erstaunlich konkrete Vorstellungen zur Verbesserung der Landwirtschaft haben: Wie viele von ihnen sind fähig, selbstständig im eigenen Garten ein Kartoffelbeet erfolgreich zu bebauen? Herr Hennies scheint mir in Ihrem Streitgespräch sehr viel klarer und logischer zu denken, eben mehr praktisch.

// JOHANNES LOTZ, ZORNHEIM

Gelebte Menschlichkeit

Zur Berichterstattung zum Tod von Papst Franziskus (Nummer 9/27. April):

Die Beiträge weisen in prägnanter Weise auf die weltweite Trauer zum Tod von Papst Franziskus hin. Für viele Gläubige und auch für mich kam sein Tod, nur einen Tag nach der Erteilung von seinem Ostersegen Urbi et Orbi, zu plötzlich. Dies konnte niemand voraussehen. Papst Franziskus bleibt in Erinnerung als ein Papst, der bis zuletzt viele Zeichen gesetzt hat. Dies wurde zuletzt auch deutlich mit seinem Begräbnis in der Basilika Santa Maria Maggiore, wo er vor jeder Reise und dann bei der Rückkehr vor der Marienikone „Salus populi Romani“ gebetet hat.

Möge sein Nachfolger, der neue Papst Leo XIV., manche Anstöße aus dem Pontifikat von Papst Franziskus aufgreifen. In seinen über zwölf Jahren als Papst hat er gezeigt, dass seine innerste Mission die Zuwendung zu den Menschen war und dies besonders zu denen, die an den Rändern sind. Er wollte aus seinem Amt

als Papst die gelebte Menschlichkeit zum Nächsten umsetzen und dies war ihm sehr von Bedeutung. Möge Papst Franziskus so im Gedenken bleiben.
// HARALD KRAFT, MÜNCHEN

Freiheit in der Gestaltung

Zur Anfrage „Würdig. Oder doch nicht?“ (Nummer 6/16. März):

Ich lese stets mit Interesse die Rubrik „Anfrage“. Bei einigen Einlassungen in dieser Ausgabe sehe ich es aber anders.

Seit geraumer Zeit beginne ich den Gottesdienst mit dem Friedensgruß getreu nach Matthäus 5,23: Wenn du zum Altar gehst, um Gott deine Gabe zu bringen, und dort fällt dir ein, dass dein Bruder oder deine Schwester etwas gegen dich hat, dann lass deine Gabe vor dem Altar liegen, geh zuerst hin und söhne dich aus.

Zum Gebet vor der Kommunion verwende ich eine andere Formulierung, weil sonst eine Dopplung zum Agnus Dei geschieht: „Herr, du schenkst mir Würde, wenn du eingehst in mich. So sprich nur ein Wort und meine Seele wird gesund.“

Mir bleibt dabei bewusst, dass wir alle Sünder sind und des Erbarmens Gottes bedürfen – doch sollten wir es nicht wiederholt in der Eucharistiefeier zum Thema machen, auch wenn das außerhalb des vorgeschriebenen Ritus ist? Diese Freiheit der Gestaltung möchte ich mir bewahren, oder?

// KLAUS WARNING, ALFHAUSEN



IHRE MEINUNG IST GEFRAGT

Zuschriften bitte an die Adresse Ihrer Kirchenzeitung oder per E-Mail an leserbrieft@bistumspreste.de. Leserbriefe geben die Meinung des Verfassers wieder. Die Redaktion kann Kürzungen leider nicht immer vermeiden.

Für Kardinal Reinhard Marx ist Freiheit mehr als ein politisches Schlagwort – sie ist das zentrale Thema seines theologischen Denkens. Im Interview spricht er über ihre Wurzeln im christlichen Glauben, über die Entwicklung der Kirche zur Verteidigerin von Freiheitsrechten und darüber, warum Freiheit immer auch Verantwortung bedeutet.

Interview von Ulrich Waschki

Herr Kardinal, sind Sie ein freier Mensch?

Ja, das denke ich. Manche, die mich über viele Jahre kennen, sagen: „Sie sind eigentlich immer freier geworden.“ Ich habe das als guten Prozess erlebt. Er gehört zur Entwicklung eines Menschen wie das Erwachsenwerden. Es sind viele Phasen, Schritte über ein ganzes Leben hin: Mit 18 kann man zum Beispiel wählen, den Führerschein machen. Das sind äußere Zeichen einer größeren Befreiung. Man fängt allmählich an, freier zu denken und andere Möglichkeiten zu sehen. Ich habe für mich den Eindruck, dass ich Schritt für Schritt im Denken und in meinem Leben immer freier geworden bin.

Aber als Priester haben Sie bei Ihrer Weihe den Zölibat und sogar Gehorsam versprochen. Sind das nicht deutliche Einschränkungen der eigenen Freiheit?

Das war doch ein freier Entschluss aus einer freien Entscheidung. Das Leben besteht aus Entscheidungen, die zugleich bindend sind. Wir sind nicht allein auf der Welt. Freiheit ist immer eine gebundene, eine verantwortliche Freiheit. Sie ist nur möglich im Zusammenhang mit anderen Menschen. Eine Beziehung, ein Arbeitsvertrag oder auch ein Gespräch, in dem ich jemandem vertraue – das sind immer Schritte in Freiheit, die im selben Moment zu Bindung und Übernahme von Verantwortung führen. Als Christen ist für uns der Höhepunkt, also das, was das Leben ganz glücklich macht, die Liebe.



Aber die Liebe setzt die Freiheit voraus. In Freiheit entscheide ich mich. Ich binde mich aber dann für immer, wenn ich das Wort ausspreche „Ich liebe Christus“ oder „Ich liebe meine Frau oder meinen Mann“. Dieses Wort

kann man nicht einfach so zurücknehmen. Wenn man es tut, ist es Zeichen einer tiefen Krise.

Bindung widerspricht also nicht der Freiheit?

Freiheit bedeutet nach christlichem Verständnis nicht Ungebundenheit oder dass ich jeden Tag tun und lassen kann, was ich will. Es ist ein Denkfehler unserer Zeit, wenn wir ausschließlich immer nur vom Einzelnen ausgehen. Sicher ist es sinnvoll, vom Individuum auszugehen etwa bei den Menschenrechten. Aber in der christlichen Vorstellung vom Menschen gibt es das Individuum nur im Zusammenhang mit anderen. Es gibt nicht nur einen einzigen Menschen auf der Welt. Schon damit ein Mensch entsteht, braucht es zwei Menschen.

Was bedeutet Ihnen denn Freiheit? Was empfinden Sie als Freiheit?

Nicht gefangen zu sein, nicht unterdrückt zu sein, frei zu denken, anderen Menschen zu begegnen. Dass mir kein anderer ständig sagt, was ich zu tun habe. Freiheit ist die Grundlage der Menschenwürde. Der Mensch ist Bild Gottes, eines Gottes, der frei ist. Die Freiheit ist ein Geschenk. Nicht etwas, was wir verdient hätten,

„Der letzte Garant der Freiheit ist Gott“



Kardinal Reinhard Marx (71) ist Erzbischof von München und Freising. Sein bischöflicher Leitspruch lautet: „Wo der Geist des Herrn wirkt, ist Freiheit.“

was wir erkaufen oder erkämpfen, sondern was gegeben ist und uns auch letztlich niemand nehmen kann. Das berühmte Lied „Die Gedanken sind frei“ kennen wir alle. Diktaturen schränken die Freiheit ein. Aber diese innere Freiheit, dass ich ein von Gott geschaffener Mensch bin, der zur Freiheit berufen ist, kann mir niemand nehmen.

Als bischöfliches Leitwort haben Sie den Satz gewählt: „Wo der Geist des Herrn wirkt, ist Freiheit“. Warum?

Ich saß im Garten des Priesterseminars in Paderborn, nachdem der Erzbischof mich informiert hatte, dass ich Weihbischof werde. Da ging mir dieser Satz sofort durch den Kopf. Er hat mich immer angesprochen und begeistert. Ich habe immer ein wenig darunter gelitten, dass die gesamte Freiheitsgeschichte in Europa, im Westen, gegen die Kirche erzählt wird. Als habe die Freiheitsgeschichte mit dem Christentum und der katholischen Kirche wenig zu tun. Das ist eine völlig falsche Interpretation der ganzen biblischen Botschaft.

Warum?

Im Kern der Bibel geht es um Freiheitserzählungen. Der Exodus aus dem Sklavenhaus in Ägypten ist eine Freiheitsgeschichte. Paulus knüpft daran an und benutzt eben diese Worte meines Leitspruches, dass die Schöp-

fung zu ihrem Ursprung zurückgeführt wird durch das, was Christus getan hat, und dass wir unsere Würde wiederfinden. Freiheit ist nicht etwas, was gegen die Kirche oder gegen das Evangelium erkämpft wird. Im Gegenteil. Der Geist Gottes führt nicht in die Unterwerfung, sondern in die Freiheit und die Liebe.

Dass die Geschichte der Freiheit oft gegen die Kirche erzählt wird, ist doch kein Wunder. Die Kirche hat lange gebraucht, um Religions- und Gewissensfreiheit anzuerkennen. Gibt es in der Kirche heute noch eine Skepsis gegenüber der menschlichen Freiheit?

Das ist sicher der Fall. Aber diese Skepsis bezieht sich meist auf eine falsch verstandene Freiheit, die rein als Ungebundenheit und individualistische Freiheit interpretiert wird. Das ist die Kritik und Skepsis mancher Theologen, auch mancher Päpste und Bischöfe. Der Kampf um die politischen Freiheitsrechte dagegen war eine emanzipatorische Bewegung, um sich von alten Ordnungen zu lösen, die gegen die Freiheit gerichtet waren. Das musste auch die Kirche lernen – und sie musste sich selbst verändern. Heute bekennt sie sich zur Demokratie und ihrer freiheitlichen Ordnung. Dennoch ist die Geschichte der Menschenrechte nicht zu erzählen ohne die Geschichte der Bibel und ohne die Geschichte der großen christlichen Erfahrung der Freiheit. Das Evangelium verkündet, dass Menschen eine Würde haben, auch gegenüber dem Kaiser, also dem Staat. Selbst im Mittelalter wurde damit klargemacht, dass der Staat Grenzen hat. Dein Gewissen, dein Inneres geht ihn nichts an.

Die Kirche hat oft ihre Rolle dabei übertrieben, Menschen Vorschriften gemacht und in ihre Gewissen hineinregiert. Papst Franziskus hat das kritisiert und geschrieben: „Wir sind berufen, das Gewissen zu

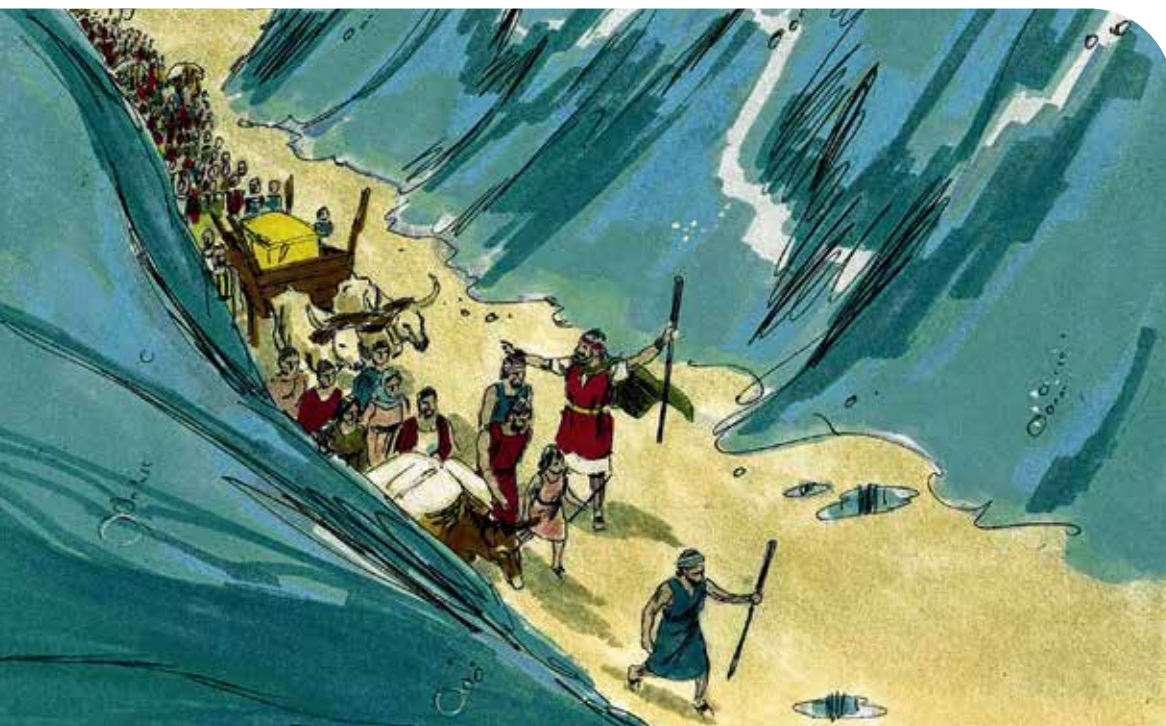


Foto: istockphoto/BibleArtLibrary

Biblischer Kerngedanke:

Die Exodus-Erzählung ist ein theologisches Urbild für die Befreiung des Menschen aus Unrecht, Unterdrückung und Angst.

bilden und nicht den Anspruch zu erheben, es zu ersetzen.“

Die Kirche hat vielleicht diese Freiheitsgeschichte zu wenig nach innen getragen. Einige in der Kirche meinen, die Wahrheit zu besitzen und anderen sagen zu müssen, was sie fühlen und denken sollen. Diese Debatte ist so alt wie die Kirche. Pharisäer gab es nicht nur zur Zeit Jesu, die gibt es immer wieder. In der Kirchengeschichte gab es viele Irrtümer und vieles, was nicht in Ordnung war. Aber darüber darf man nicht vergessen, dass das Evangelium ein wesentlicher Teil der Freiheitsgeschichte der Menschheit ist.

Nach der Wahl des neuen Papstes Leo XIV. gibt es einige, die hoffen, dass nach der Spontanität von Papst Franziskus wieder mehr Ordnung in die kirchliche Lehre kommt. Ist das nicht auch ein Kampf gegen die Freiheit in der Kirche?

Ich sehe das im Augenblick nicht. Ich sehe eine große Einmütigkeit, auch gerade bei den Diskussionen im Vorkonklave. Natürlich wollen einige Sicherheit. Das ist immer so. Das ist aber eher ein psychologisches Problem. Es gibt keine Sicherheit. Es gibt den Unterschied zwischen Sicherheit und Gewissheit. Wenn jemand sagt: „Ich liebe dich“, gibt das Gewissheit, aber nicht Sicherheit. Ich habe Papst Franziskus mal gesagt, eine Institution, die den anderen Menschen sagt, wie Gott über sie denkt, kann keine Zukunft haben und ist auch nicht im Geiste Jesu. Aber das kann auch nicht in Beliebbarkeit umschlagen, bei der jeder seine eigene Idee für den lieben Gott hält. Wir müssen gemeinsam ringen.

Sie haben einmal gesagt, dass wir in einer Zeit leben, in der sich der Glaube erstmals unter den Bedingungen der Freiheit bewahren muss. Was heißt das?

Noch nie haben so viele Menschen in einer Demokratie gelebt, also in einer Kultur der Freiheit, in der jeder seinen Weg gehen kann, was zum Beispiel Religion, Partner- oder Berufswahl angeht. Noch eine Generation vor der meinigen waren bestimmte Schritte doch gar nicht möglich. Sich in Fragen der Religion ganz frei zu entscheiden, ohne Sanktionen fürchten zu müssen, ist ein großer Fortschritt und eine relativ neue Möglichkeit. Unter diesen Bedingungen muss das, was wir miteinander im Glauben feiern und erleben, überzeugend sein. Früher dagegen hatte es sich die Kirche in dieser Hinsicht oft leicht gemacht. Man sagte, wenn du sonntags nicht in die Kirche gehst, kommst du in die Hölle. Das ist zum Glück vorüber. Denn in diesem System gab es



keine freie Entscheidung. Man machte vielleicht nur mit, um keine negativen Folgen zu erleben oder von anderen nicht schief angesehen zu werden.

Was muss die Kirche tun, um unter diesen Bedingungen die Menschen wieder zu erreichen?

Es ist eine falsche Haltung, wenn wir meinen, wir besäßen eine Wahrheit, die wir anderen nur beibringen müssten. Nein, vielmehr geht es um die Frage, wie die Kirche zu leben hat. Nämlich so, wie es vom Evangelium her vorgesehen ist. Das Leben feiern, das unzerstörbare Leben, das uns Gott schenkt. Die Kirche muss eine Gemeinschaft sein, in der freie Menschen zusammenkommen, Gottesdienst feiern und spüren, hier gibt es Hoffnung, Zuversicht und Aufbruch. Das ist zentral, sonst braucht man keine Kirche und keine Religion. Wenn man nicht wirklich spürt, hier ist eine Gemeinschaft, in der mein Leben aufgerichtet wird, wo ich Stärke erfahre, Rückenwind, Vergebung der Sünden, Versöhnung, Freude, Trost, Heil, Hoffnung in der Stunde meines Todes. Das muss lebendig gelebt werden. Wenn es so läuft, ergibt sich alles andere. Das schreibe ich auch in meinem neuen Buch „Kult“.

In Ihrem Buch „Freiheit“ machen Sie einen Unterschied zwischen dem kirchlichen und dem gesellschaftlichen Verständnis von Freiheit. Wie sieht dieser Unterschied aus?

Durch die Aufklärung ist eine Schieflage entstanden. Es gibt eine individualistische Verengung auf den Einzelnen und seine Rechte. Verantwortung und Gemeinschaft werden eher ausgeblendet. Das ist doch die aktuelle Diskussion: Was hält die Gesellschaft zusammen? Was verbindet uns? Wir sind keine Ansammlung von Menschen, die einzelne Rechte haben, sondern eine Gesellschaft mit Grundlagen, auf die sich in Freiheit alle miteinander verpflichten. Wenn ganze Gruppen dieses Fundament nicht mehr mittragen, gefährdet das die Demokratie. Das erleben wir im Augenblick. Wo die

Persönliche Überlegungen: In mehreren Büchern befasst sich Kardinal Marx mit der Freiheit. 2020 erscheint sein Buch „Freiheit“, 2025 sein Buch „Kult“.

Gemeinsamer Einsatz:
Um die persönlichen Freiheitsrechte zu schützen, braucht es Gemeinschaft und Solidarität.



biblisch inspirierte Sicht der Freiheit wegfällt, wird es schwierig. Da fehlt etwas.

Was denn?

Es fehlt die Erkenntnis, dass Freiheit ein Geschenk und keine menschliche Leistung ist und dass Bindung auch über den Menschen hinausgeht. Wir erleben eine Gefährdung der Demokratie, weil dieser Zusammenhang nicht mehr gesehen wird. Wenn Gott wegfällt, entsteht eine Leerstelle. Die füllen andere: autoritäre Regime und Herrscher, Ideologien, die das Gemeinsame des Volkes, der Nation, der Ethnie, des Blutes, der Klasse überhöhen. Das ist die Zerstörung der Freiheit. Der letzte Garant der Freiheit des Menschen ist Gott und nicht der Mensch selbst.

Woher kommt dieser übertriebene Fokus auf die individuelle Freiheit?

Aus der Tradition der Aufklärung, die im Positiven zugleich vielen Menschen einen Weg der freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit ermöglicht hat. Wir haben nun über Jahrzehnte sehr stark auf einzelne Gruppen geschaut, damit diese nicht diskriminiert werden. Es ging sehr stark um individuelle Freiheitsrechte, um Emanzipation und darum, dass alle ihre jeweiligen Rechte einfordern können. Das ist grundsätzlich völlig berechtigt. Aber es darf dabei nicht der Eindruck entstehen, als gehe es nur noch um Partikular- und Gruppeninteressen. Der Blick auf das Miteinander, auf die Gemeinschaft und Solidarität aller Menschen muss wieder stärker werden. Das ist meine Hoffnung, denn sonst wird unsere Demokratie Schwierigkeiten haben.

Was kann die Kirche dazu beitragen, diese Unwucht zu korrigieren?

Wir haben in unserem Menschenbild die richtige Linie. Zum Ausdruck kommt das in der Katholischen Soziallehre, auf deren Begründer Papst Leo XIII. sich unser neuer Papst ausdrücklich beruft. Das sollten wir in unse-

ren Gemeinden und Gemeinschaften darstellen. Hier kommen Menschen aller Klassen und Gruppen, Sprachen und Kulturen zusammen. Das ist ein tragfähiges Menschenbild für alle.

Die US-Regierung wirft Europa vor, die Meinungsfreiheit einzuschränken. Bei uns sagen Rechtspopulisten, dass man nicht mehr alles sagen dürfe. Ist das eine berechtigte Kritik?

Das ist eine absurde Vorhaltung. Ich sehe nicht ein, warum man das Recht haben sollte, als Politiker oder Meinungsmacher öffentlich zu lügen.

Rechtspopulisten spielen sich als Kämpfer für die Freiheit, besonders für die Meinungsfreiheit auf ...

Das ist doch verlogen. Sie wollen keinen Regierungswechsel, sie wollen einen Machtwechsel. Das ist ein Unterschied! Sobald sie an der Regierung sind, greifen sie Justiz und Medien an. Meinungsfreiheit bedeutet nicht, alles sagen zu können ohne Rücksicht auf die Fakten. Und Meinungsfreiheit bedeutet auch nicht, Menschen verleumden zu dürfen. Solche Entwicklungen gefährden die Freiheit. Setzen sich die durch, die am lautesten schreien? Die bereit sind zu lügen und keine Hemmungen kennen? Das erleben wir doch. Gerade bei der extremen Rechten habe ich den Eindruck, dass sie die Reputation der anderen zerstören wollen. Das hat nichts mit Freiheit zu tun.

Was können wir gegen solche Freiheitsbedrohungen tun?

Aktiv sein, am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, uns engagieren. Eine Demokratie lebt nur, indem Menschen mehr tun, als wozu sie verpflichtet sind. Es muss Menschen geben, die sich im Sportverein, in der Kommune, in der Pfarrei engagieren. Jeder muss sich selber überprüfen: „Tue ich auch etwas, damit es diese Freiheit und diese Kultur weiterhin gibt?“ ●



Steyler Mission
Für Mensch
und Schöpfung

150 Jahre Steyler Missionare 150 Brunnen für die Welt



150 Jahre Nächstenliebe – Die Steyler Missionare weltweit im Einsatz

EIN BEITRAG VON
STEYLER MISSION

150 Jahre Einsatz für Mensch und Schöpfung

Im niederländischen Steyl, einem kleinen Ort an der Maas, legte der Heilige Pater Arnold Janssen vor 150 Jahren den Grundstein für eine Ordensgemeinschaft, die heute weltweit wirkt: die Steyler Missionare. Am 8. September 1875 gründete er dort das erste Missionshaus – in einem einfachen Gasthaus, das schon bald zum Zentrum einer wachsenden Bewegung wurde. Heute engagieren sich mehr als 5.600 Steyler Missionare in 75 Ländern für eine Mission, die Glaube und tätige Nächstenliebe untrennbar verbindet. Was als mutige Initiative eines Einzelnen begann, hat sich über Generationen hinweg zu einer weltweit präsenten Ordensgemeinschaft entwickelt. Dabei geht es den Steyler Missionaren nicht allein um Glaubensverkündigung. Im Zentrum ihres Handelns steht stets der Mensch – unabhängig von Herkunft, Religion oder sozialem Status. Überall dort, wo sie tätig sind, bauen sie Schulen, unterhalten Krankenstationen, unterstützen benachteiligte Kinder, helfen Geflüchteten und stehen Menschen in Katastrophenregionen bei.

Im Dialog auf Augenhöhe

Ein besonderes Merkmal des Steyler Wirkens ist der interkulturelle Dialog. Die Missionare verstehen sich nicht als Besserwisser oder Überbringer westlicher Konzepte, sondern als Lernende im Austausch mit den Kulturen und Lebensrealitäten vor Ort. Dieser respektvolle Zugang prägt ihre Arbeit – von den ersten Einsätzen in China, Papua-Neuguinea und Togo

bis hin zu heutigen Projekten in Afrika, Asien, Lateinamerika und Ozeanien. Anlässlich des 150-jährigen Bestehens der Ordensgemeinschaft wird im Jahr 2025 nicht nur zurückgeblickt, sondern auch der Blick in die Zukunft gerichtet. Das Jubiläum steht unter dem Motto „Zeugnis ablegen für das Licht“ – ein Leitspruch, der den Anspruch der Steyler unterstreicht, Orientierung zu geben in einer Welt, die vielerorts von Unsicherheit, Armut und sozialer Ungleichheit geprägt ist.

Jubiläumsprojekt

Zu den größten Herausforderungen, denen sich die Steyler Missionare in ihrer Arbeit stellen, zählen nach wie vor mangelnder Zugang zu Bildung, medizinischer Versorgung und sauberem Trinkwasser. Diese Probleme betreffen Millionen von Menschen, vor allem in ländlichen Regionen des Globalen Südens. Das Jubiläumsprojekt der Gemeinschaft greift eines dieser Themen gezielt auf: Unter dem Titel „150 Jahre Steyler Missionare – 150 Brunnen für die Welt“ setzen sich die Ordensmitglieder gemeinsam mit lokalen Partnern für den Bau von Brunnen in wasserarmen Gebieten ein.

Sauberes Wasser ist nicht nur ein Grundbedürfnis, sondern eine Voraussetzung für Gesundheit, Schulbildung und wirtschaftliche Entwicklung. Der tägliche Weg zum Wasser, den vielerorts vor allem Frauen und Kinder auf sich nehmen müssen, kostet Zeit, Kraft und oft auch Sicherheit. Mit dem Bau neuer Brunnen wird nicht nur der Zugang zu Trinkwasser erleichtert, sondern auch neue Lebensperspektiven geschaffen.

Das Jubiläum ist für die Ordensgemeinschaft ein Anlass zur Dankbarkeit – für Wegbegleiterinnen und Wegbegleiter, für Spenderinnen und Spender, für lokale Partner und für all jene, die den missionarischen Auftrag der Steyler über Jahrzehnte hinweg mitgetragen haben.

150 Jahre nach ihrer Gründung ist die Botschaft der Steyler Missionare aktueller denn je: Im Dienst an den Menschen und im Einklang mit der Schöpfung zeigt sich ein Glaube, der nicht bei Worten stehen bleibt, sondern in Taten wirksam wird.

Spenden können Sie hier:

Steyler Mission
Steyler Bank
BIC: GENODE1STB
IBAN: DE77 3862 1500 0000 0110 09
Verwendungszweck: JUBL150

Steyler Mission

Gemeinnützige Gesellschaft
für Auswärtige Missionen mbH
Arnold-Janssen-Straße 32
53757 Sankt Augustin
+49 (0) 2241 2576-300
info@steyler-mission.de



Foto: SVD/Arnold Janssen



Foto: imago/Political-Moments

Im Bundestag: Thomas Rachel hält eine Rede zum Schutz jüdischen Lebens.

Neuer Beauftragter für Religionsfreiheit

BERLIN Thomas Rachel (63), neuer Beauftragter der Bundesregierung für Religions- und Weltanschauungsfreiheit, will in seinem neuen Amt entschieden gegen radikale Strömungen eintreten, die Religion als Vorwand für Spaltung und Hass in der Gesellschaft missbrauchen. Außerdem will er jenen eine Stimme geben, die wegen ihres Glaubens verfolgt oder benachteiligt werden.

„Drei Viertel aller Menschen leben in einem Land, das ihre Religions- und Weltanschauungsfreiheit einschränkt“, sagte Rachel. „Aber für vier von fünf Menschen weltweit hat Religion in ihrem Leben einen hohen Stellenwert. Glaube und Religion sind für sie sinnstiftend und bieten ihnen Orientierung für das eigene Handeln.“

Rachel hat die Nachfolge von Frank Schwabe (SPD) angetreten. Der aus Düren im Rheinland stammende Politikwissenschaftler ist seit 1994 Mitglied des Bundestages. Er ist evangelischer Christ, Bundesvorsitzender des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU und Mitglied des Rates der Evangelischen Kirche. (kna)

Ukrainer „am Rande des Hungertodes“

KIEW Der Kiewer Großerbischof Swjatoslaw Schewtschuk beklagt einen „besorgniserregenden Trend eines starken Rückgangs der humanitären Hilfe für die Ukraine“. In einer seiner Videoansprachen rief er dazu auf, „zu verhindern, dass sich diese gewaltige Krise in eine humanitäre Katastrophe verwandelt“.

12,7 Millionen Menschen seien auf Soforthilfe angewiesen, doch nur ein Viertel erhalte Unterstützung. Fünf Millionen fehlten Lebensmittel, versorgt würden nur zwei Millionen. Millionen Ukrainerinnen und Ukrainer stünden „am Rande des Hungertodes“, kritisierte er.

Auch Caritas-Bischof Stephan Burger rief zur Solidarität mit dem Land auf: „Wir haben als Kirche in Deutschland die Verantwortung, immer wieder Zeugnis davon abzugeben, welche Ungerechtigkeit und welches Leid durch den russischen Angriffskrieg den Menschen zugefügt wird.“ Bei einer einwöchigen Reise mit Caritas-international-Chef Oliver Müller informierte er sich über die Hilfsarbeit der Caritas in der Ukraine. (kna)



Foto: Caritas International

Unter freiem Himmel: Die Caritas Mariupol sorgt für sauberes Wasser in Frontgebieten.



Foto: kna/Lola Gomez/CNS photo

Auf dem Petersplatz: Papst Leo XIV. leitet die Menschen zum Gebet an.

„Die Lage in Gaza ist besorgniserregend“

VATIKANSTADT Papst Leo XIV. hat ein Ende des Gaza-Kriegs gefordert. „Die Lage im Gazastreifen wird immer besorgniserregender und schmerzhafter“, sagte er bei seiner ersten Generalaudienz auf dem Petersplatz. „Ich erneuere meinen eindringlichen Appell, würdige humanitäre Hilfe zuzulassen und die Feindseligkeiten zu beenden, deren qualvollen Preis Kinder, alte und kranke Menschen zahlen.“

Derzeit ist Gazas Bevölkerung, mehr als zwei Millionen Menschen, von einer Hungersnot bedroht. Israel hatte Hilfslieferungen für das umkämpfte Küstengebiet elf Wochen lang blockiert. Zwar ist der Grenzübergang wieder offen, doch laut einem Sprecher der Vereinten Nationen reichen die bisherigen Lieferungen nicht aus.

Auch Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin äußerte sich zu der Lage in Nahost: „Was in Gaza geschieht, ist inakzeptabel. Das humanitäre Völkerrecht muss zu jeder Zeit und für alle gelten. Wir fordern, dass die Bombardierungen eingestellt werden und die notwendige Hilfe für die Bevölkerung ankommt.“ (kna)

Bürokraten mit Herz gesucht

Es hat Zeiten gegeben, da war schon der Gang zum Briefkasten für Ursula S. mit Angst besetzt. „Ich habe die Post rausgeholt und aufgemacht. Und besonders mit den Briefen von Behörden kam ich nicht zutage, ich habe nächtelang schlecht geschlafen“, sagt die 81-jährige Bremerin. „Ich hatte immer Angst, ich mache etwas verkehrt.“ Bis Maritta Zehnich-Rautmann in ihr Leben kam. Die ehemalige Berufsschullehrerin engagiert sich als ehrenamtliche Organisationsassistentin und unterstützt Ursula S. vor allem bei Behördensachen. „Wir sind jetzt ein Tandem“, sagt sie: „Das läuft prima.“

Im vergangenen Jahr ist der Mann von Ursula S. gestorben, nach 33 Jahren Ehe. „Für mich brach eine Welt zusammen, ich musste erstmal lernen, alleine zu sein. Das ist mir sehr schwergefallen – und fällt mir noch schwer“, sagt sie. „Mein Mann hat sich um den Papierkram gekümmert und um das Geld – bis er nicht mehr konnte.“

Überblick geht leicht verloren

Gerade beim Tod eines Angehörigen ist viel Schriftliches zu erledigen. Da kann der Überblick leicht verloren gehen. In dieser Situation kam ein Kontakt zum Bremer Modellprojekt Organisationsassistenten zustande, das Caritas und Arbeiterwohlfahrt ins Leben gerufen haben, begleitet vom Bremer Verein „Selbstbestimmt leben“.

„Die Organisationsassistenten unterstützen Menschen, die aufgrund körperlicher, geistiger oder seelischer Beeinträchtigungen Unterstützung bei bürokratischen Angelegenheiten benötigen“, erläutert Caritas-Koordinatorin Gabriele Kleine-Kuhlmann. „Die Assistenten soll dazu ermutigen, auch in schwierigen Zeiten die Verantwortung für bürokratische Angelegenheiten nicht an gesetzliche Betreuer abzugeben.“ Das sei angesichts des dichten Behördenschungels umso wichtiger. „Da ist schwer durchzustiegen, wenn man nicht geübt ist, wenn es kein Netzwerk gibt, das unterstützen kann“, bekräftigt die Sozialpädagogin. Ehrenamtliche Helferinnen und Helfer seien dann willkommene „Bürokraten mit Herz“. Auf sie und auf die Hilfe zur Selbsthilfe komme es im Projekt an.

Wer für seine Angelegenheiten bei Behörden Hilfe benötigt, kann **ehrenamtliche Unterstützung in Anspruch nehmen. In Bremen** gibt es dafür ein **ökumenisches Projekt.**



Die Begleitung durch die Ehrenamtlichen ist auch Hilfe zur Selbsthilfe.

Das passt für Maritta Zehnich-Rautmann. Für die 72-Jährige gehörte der Umgang mit behördlichen Angelegenheiten lange Zeit zum beruflichen Alltag. „Ich habe zuerst die Aktenlage gesichtet.“ Dabei ging es um Rechnungen, Rentenformulare, Miet- und Konto-Angelegenheiten, Versicherungen. Das Projekt arbeitet bereits im fünften Jahr,

jährlich gibt es mehr als 60 Tandems. „Die jüngste Person mit einer Assistenz ist Mitte 30, die älteste, die noch selbstständig wohnt, ist im 101. Lebensjahr“, berichtet Kleine-Kuhlmann. Zur

Gründung beigetragen hat eine geänderte rechtliche Grundlage, nach der zunächst geprüft werden muss, ob es nicht eine niedrigschwellige Möglichkeit der Assistenz gibt, bevor für eine Person eine gesetzliche Betreuung eingerichtet wird.

Eigene Entscheidungen treffen

Damit aber überhaupt ein Tandem zustande kommt, gibt es zwei Voraussetzungen, erklärt AWO-Koordinatorin Ursula Rolles. „Die Bereitschaft, Assistenz anzunehmen, ist natürlich grundlegend. Und die Person, die Unterstützung bekommt, muss zur Zusammenarbeit in der Lage sein. Wer Assistenz erhält, muss weiterhin verantwortlich seine Entscheidungen treffen. Da gibt es eine klare Grenze zur rechtlichen Betreuung.“

In der ersten Zeit haben sich Ursula S. und Maritta Zehnich-Rautmann wöchentlich getroffen. „Jetzt hat sich das auf einen zweiwöchentlichen Rhythmus eingependelt“, sagt die ehrenamtliche Assistentin, die oft in die Wohnung ihrer Tandempartnerin kommt. Manchmal reicht aber auch ein Telefongespräch. „Ich bin froh, dass ich die Hilfe bekommen habe“, sagt Ursula S. Ihr Umgang mit dem Papierkram sei „peu à peu“ besser geworden, sagt sie: „Wenn Post kommt, die ich nicht kenne, werde ich noch immer unruhig. Aber insgesamt fühle ich mich deutlich sicherer.“

// DIETER SELL

ZUR SACHE

Wenn eine erwachsene Person wegen Behinderung, Krankheit oder nachlassender geistiger Kräfte nicht in der Lage ist, ihre rechtlichen Angelegenheiten selbst zu regeln, kann das Betreuungsgericht einen rechtlichen Betreuer einsetzen. Durch eine Vorsorgevollmacht oder eine Betreuungsverfügung können Betroffene selbst festlegen, wer in ihrem Namen Entscheidungen treffen soll. Oft kommen Menschen aber auch mit Hilfe von Assistenzleistungen zurecht. (epd)

Bevor sie verloren sind

In Burkina Faso treiben Hunger, Armut und Perspektivlosigkeit Jugendliche in die Arme von Terroristen. Schwester Gertrude erzählt, was ihr Orden tut, um sie vor diesem Schicksal zu bewahren.

Von Jasmin Lobert

„Wir haben ein junges Mädchen auf der Straße gefunden, sie war ein Waisenkind“, sagt Schwester Gertrude. „Sie hat sich alleine durchgeschlagen und das ist für Mädchen natürlich sehr gefährlich.“ Denn sie könnten in falsche Hände geraten und ausgebeutet werden.

Wenn die Ordensfrau von falschen Händen spricht, meint sie islamistische Terrorgruppen, die Burkina Faso seit 2015 bedrohen. Um Jugendliche zu rekrutieren, verschleiern sie ihre Ideologie, hängen Poster auf und werben mit Arbeit und Geld. „Die jungen Leute sehen das als eine Möglichkeit, aus der Armut herauszukommen, zu arbeiten, etwas zu tun“, sagt Schwester Gertrude. „Wenn sie dann realisieren, worauf sie sich eingelassen haben, hängen sie da fest. Dann sind sie im Prinzip verloren.“

Die Ordensfrauen leiten eine Grundschule

Angeworbene Jugendliche werden Teil des Terrors: Sie brennen Häuser nieder, vertreiben Familien, entführen oder töten Lehrkräfte und Pflegepersonal. Laut dem burkinischen Justizminister haben seit Beginn des Terrors bis zum Jahr 2022 etwa 10 000 Menschen durch Anschläge ihr Leben verloren. In dem jährlich veröffentlichten „Glo-

balen Terrorismus Index“ des Institute for Economics & Peace landete Burkina Faso im Jahr 2024 auf Rang eins – als weltweit am meisten von Terror betroffenes Land.

Der Terror führte dazu, dass „ganz viele Leute aus ihren Dörfern in die Städte geflohen sind und man dort an Menschenmengen fast erstickt ist“, sagt Schwester Gertrude. Mit fünf Mitschwestern ihres Ordens „Petites Soeurs de la Sainte Enfance“ betreibt sie eine Grundschule in Bobo-Dioulasso, der zweitgrößten Stadt des Landes. Nach Angaben einer staatlichen Behörde hat es bis März 2023 etwa zwei Millionen Binnengeflüchtete in Burkina Faso gegeben. Der Übergangsregierung fällt es schwer, die Lage unter Kontrolle zu bekommen.

Die Folgen sind Hunger, Armut und Perspektivlosigkeit. Damit die Jugendlichen auf der Suche nach Arbeit nicht in die Falle der Terroristen tappen, versuchen die Ordensschwestern Aufklärungsarbeit zu leisten. Sie sagen den jungen Leuten, dass „die Jagd nach Geld“ oft zu gefährlichen Situationen führt und „man nur über gute Arbeit sicher Geld verdienen kann“, erzählt Schwester Gertrude.

Das junge Mädchen von der Straße nahmen die Schwestern zunächst bei sich auf. Doch das Wichtigste war, dass es „lernte, auf eigenen Beinen zu stehen“, sagt Schwes-



ter Gertrude. „Wir haben ihr beigebracht, einfache Lebensmittel herzustellen wie zum Beispiel Saft, Sirup oder Erdnüsse.“ Damit betreibt das Mädchen einen Kiosk an der Grundschule der Ordensschwestern. Bald, so hofft die Ordensfrau, kann es die Produkte in der Stadt verkaufen und sich so ein eigenes Leben finanzieren.

Um junge Leute vor den Terroristen zu beschützen, versuchen die Schwestern vieles. Sie bieten ihnen eine Ausbildung in der Viehzucht oder in einem handwerklichen Beruf. Manche können als Gärtner oder in der Kantine der Grundschule vorübergehend eine Anstellung bekommen. „Sobald die



ZUR PERSON

Katja Voges ist Referentin für Menschenrechte und Religionsfreiheit beim katholischen Missionswerk missio Aachen. Beim Interview mit Schwester Gertrude war sie Dolmetscherin.

KOMMENTAR

Die Ukraine braucht uns

Was Helfer zurzeit aus der Ukraine berichten, zerreißt einem das Herz: Alte Menschen verzweifeln, weil ihnen die Kraft fehlt, aus den Frontgebieten wegzuziehen. Traumatisierte Kinder können nicht behandelt werden. Kriegsversehrte warten ewig auf medizinische Unterstützung. In Familien von Kriegsheimkehrern nimmt häusliche Gewalt zu. Viele Menschen hungern.



Der Ukraine droht die Kraft auszugehen – nach mehr als drei Jahren Abwehrkampf gegen die Mrderbanden von Russlands Diktator Wladimir Putin. Das angegriffene Land braucht unsere Unterstützung dringender denn je. Jeder Mensch kann schnell und effizient helfen, durch eine Spende an Caritas international oder an Renovabis, das die Ukraine zu einem zentralen Thema seiner Pfingstaktion gemacht hat.

Es ist bewundernswert, wie tapfer die Ukrainer durchhalten, trotz all der gezielten Attacken Russlands auf die Zivilbevölkerung. Aber ohne massive militärische und humanitäre Hilfe aus dem Westen werden sie auf Dauer nicht bestehen können. Jeder gespendete Euro für die Ukraine schenkt den Angegriffenen Hoffnung – und zeigt ihnen, dass wir an ihrer Seite stehen.

Unterstützung für die Ukraine ist nicht nur moralisch geboten. Sie ist auch in unserem eigenen Interesse. Putin will keinen Frieden, er will die Ukraine vernichten. Wenn die Ukraine aber fällt, werden viele Millionen Menschen von dort flüchten – auch zu uns. Wer fürchtet, dass eine solche Massenmigration uns überfordern könnte, sollte alles dafür tun, dass die Menschen in ihrer Heimat eine Zukunft haben.

// ANDREAS LESCH
CHEF VOM DIENST ZENTRALREDAKTION



Fotos: Petites Soeurs de la Sainte Enfance

Schwester Gertrude zeigt den Jungen, wie ein Feld richtig bewirtschaftet wird (links). Die Mädchen ernten Cashewkerne, um sie zu verkaufen (rechts).

Jugendlichen in der Lage sind, ihr eigenes Geld zu verdienen, ist die Anziehungskraft der Terrorgruppen vorbei“, sagt Schwester Gertrude.

„Sind sie auch kurz davor, rekrutiert zu werden?“

Durch ihr Projekt, das von dem katholischen Hilfswerk missio Aachen getragen wird, konnten die Schwestern in den vergangenen Jahren fünf Mädchen und zehn Jungen ein selbstständiges Leben ermöglichen. Wenn die Jugendlichen später die Projekte des Ordens verlassen, halten die Schwestern weiter Kontakt zu ihnen und bieten ihre Unterstützung an. Laut Schwester Gertrude kommen sie aber sehr gut alleine zurecht. „Wir schauen ganz genau, wann ein Mensch in der Lage ist, sich selbst zu versorgen“, sagt sie. Allerdings gebe es auch „eine Menge Menschen, die an unsere Tür klopfen“.

Das Engagement der Ordensfrauen ist wichtiger denn je. Denn der „gesellschaftliche Zusammenhalt in Burkina Faso ist in Gefahr“, sagt Katja Voges, Referentin für Menschenrechte und Religionsfreiheit bei missio Aachen. Früher sei das Land in West-

afrika ein Vorbild gewesen, was den interreligiösen Dialog und ein friedliches Zusammenleben anging. Doch die Terrorgruppen sten Misstrauen, berichtet Voges. Viele Menschen fragten sich: „Was ist mit meinen muslimischen Nachbarn? Sind sie auch kurz davor, rekrutiert zu werden?“

Damit sich die Lage wieder beruhigt, müsse sich vieles ändern: Das Land brauche ein Ende des Terrors, eine stabile Regierung und eine bessere wirtschaftliche Lage. Derzeit, sagt Schwester Gertrude, gebe es erste positive Entwicklungen in Bobo-Dioulasso. Durch die Friedensbestrebungen der Regierung und viele Freiwillige seien die Dörfer wieder sicherer geworden. Einige Menschen konnten bereits dorthin zurückkehren. ●



Beim katholischen Hilfswerk missio Aachen läuft aktuell eine Solidarittskampagne: Unter www.missio-hilft.de/

aktionherz kann man mit Namen und E-Mail-Adresse ein „digitales Herz“ – einen persönlich formulierten Wunsch an die Menschen vor Ort – senden. Diese werden gesammelt und an die Projektpartner überreicht. Der QR-Code führt direkt zur Aktion.

„Aber wir sind doch Geschwister“

Der **jüdisch-christliche Dialog** zieht sich wie ein roter Faden durch das Leben von **Gerhard Naber**. Nun bekommt der 77-jährige Nordhorer den niedersächsischen „**Blickwechsel-Preis**“ – als Anerkennung für seinen unermüdlichen Einsatz um den Austausch und die **Verständigung zwischen den Religionen**.

Von Petra Diek-Münchow

Gerhard Naber sitzt in der jüdischen Geschichtswerkstatt im Kloster Frenswegen (Nordhorn) und freut sich über die Nachricht vom „Blickwechsel-Preis“. Nicht mit stolz geschwellter Brust, das wäre nicht seine Art, sondern eher mit einem verhaltenen Lächeln. „Es ist mir eine Ehre“, sagt er und wird die Auszeichnung stellvertretend auch für all’ jene Menschen annehmen, die sich mit ihm in der Grafschaft Bentheim für den jüdisch-christlichen Dialog einsetzen. Denn genau das will der Verein „Begegnung – Christen und Juden Niedersachsen“ (BCJ) mit dem seit 2007 jährlich vergebenen Preis würdigen.

Für Naber findet BCJ-Studienleiterin Ursula Rudnick schon vor dem offiziellen Termin am 19. Juni in Frenswegen viele lobende Worte. „Seine jahrzehntelange Arbeit im christlich-jüdischen Gespräch war und ist getragen von dem tiefen Bewusstsein, dass das Erinnern an die Shoah nicht in Ritualen erstarren darf, sondern eine lebendige Verpflichtung darstellt“, sagt sie. Seit vielen Jahren sieht sie ihn als tragende Säule in den Foren Christen-Juden in Niedersachsen und Nordhorn: mit vielen Ideen, mit ruhiger Beharrlichkeit und mit einem feinen Gespür für die Zwischentöne. Besonders hebt Rudnick seine Haltung hervor – „weg von theologischer Überheblichkeit, hin zu echter Partnerschaft.“ Mit dem Blickwechsel-Preis zollt BCJ ihm „Anerkennung für seine unermüdliche Arbeit, für seine Menschlichkeit, theologische Schärfe und Geduld. Sein Engagement ist Vorbild, Ansporn und Verpflichtung zugleich.“

Wer Gerhard Naber über die Jahre kennengelernt hat, wird dieser Einschätzung zustimmen. Der pen-

sionierte Lehrer ist keiner, der schnell laut wird – aber Klartext spricht, wenn es die Sache erfordert. Und der jüdisch-christliche Dialog zieht sich wie ein Leitmotiv durch sein Leben. Aufgewachsen in einer altreformierten, von kirchlichen Ritualen geprägten Bäcker-Familie in der kleinen Niedergrafschafter Gemeinde Laar nahe der niederländischen Grenze, interessierte er sich früh für das Verhältnis beider Religionen. „Da

habe ich viel von meinem Bruder gelernt“, sagt er.

Zwei Schlüsselmomente sind ihm dabei im Gedächtnis geblieben. Wie er als 14-Jähriger einen Film über den Holocaust sieht, der ihn zu zwei für ihn bis heute wichtigen Fragen treibt: Was ist das für ein Volk, das dieses erliden musste? Und was ist für ein Volk, das dieses getan hat? Später hört er als junger Mann den Vortrag eines deutsch-israelischen Journalisten in Nordhorn, der am Ende die Zuhörerrunde fragt: „Könnte es sein, dass der Messias, dessen Kommen wir als Juden erwarten und dessen Wiederkunft Sie als Christen erwarten, letztlich dasselbe Gesicht hat?“

Die Erlebnisse lassen ihn nicht los und prägen sein jahrzehntelanges Engagement, auch grundsätzlich für ein friedliches Zusammen-

»Sein Engagement ist Vorbild und Ansporn«

ZUR SACHE

In den vergangenen Jahren haben unter anderem die Rabbinerin Ulrike Offenberger aus Hameln, der frühere Antisemitismusbeauftragte des Landes Niedersachsen, Franz Rainer Enste, und Winfried Verburg, bis April 2023 Leiter der Abteilung Schule und Vorstand der Schulstiftung im Bistum Osnabrück, den Blickwechsel-Preis erhalten. Weitere Infos: www.begegnung-christen-juden.de





*»Mein Glaube hat
immer eine Wirkung
nach außen«*

leben der Völker. Und da sitzt er zuweilen zwischen den Stühlen. Wie bei der Bundeswehr, wo er die Offizierslaufbahn nicht vollendet, weil er seinen Platz eher in der Friedensbewegung sieht. In Münster studiert er dann für den Lehrerberuf, engagiert sich in der evangelischen Studentengemeinde, liest alles über Martin Luther King. Und kehrt als Pädagoge nach Nordhorn zurück, wo er 40 Jahre lang gerne unterrichtet: Deutsch und Erdkunde, Geschichte, Politik und Religion.

Aussöhnung, Friedenspolitik, aktive Toleranz, Gesprächsbereitschaft, Bodenständigkeit, eine gelebte christliche Grundhaltung: Das treibt ihn an, in vielen Einsatzfeldern. „Mein Glaube hat immer eine Wirkung nach außen.“ Sei es bei den „Christen in der SPD“ oder im Stadtrat, in der (alt)reformierten Kirche oder als Jugendschöffe – und vor allem im Nordhorer Forum Juden-Christen, das er

1987 quasi in seinem Wohnzimmer als Gesprächskreis gründet, später an das Kloster Frenswegen andockt und das er bis heute als Vorsitzender leitet.

Um differenzierte Wissensvermittlung geht es dem Verein, um persönliche Begegnungen, um nachhaltige Verständigung. Gerhard Naber zeigt eine lange Liste mit Referaten, Führungen, Exkursionen, Veröffentlichungen. Viele Grafschafterinnen und Grafschafter haben dadurch Einsichten und Einblicke gewonnen, haben das Judentum in seinen verschiedenen Facetten kennengelernt. „Es gibt noch so viele Stereotypen, die wie eingefräst sind“, sagt Naber. „Das verlangt viel Bildungsarbeit.“

Dass der jüdisch-christliche Dialog wichtig ist und bleibt, daran besteht für ihn kein Zweifel. Naber schaut sich um in der Geschichtswerkstatt mit ihren Dokumenten, Bildern, Briefen und 3000 Bänden – einer

seiner Lieblingsorte für Muße und Literaturstudium. Hier hat er viel gelesen über jüdische Theologie und Geschichte. „Die Basis unseres Glaubens, die Bibel, ist von Anfang bis Ende jüdisch – das ist lange vergessen worden“, findet der Nordhorer und zitiert den Philosophen Martin Buber, der die Geschichte der Juden und Christen eher von „Vergegnung“ als von Begegnung geprägt sieht. „Wir haben uns in 2000 Jahren auseinander gelebt“, sagt Naber. Und sieht darin für sich eine Verpflichtung, weiter für Versöhnung einzutreten. „Wir sind doch Geschwister, aber ihr seid die älteren“, sagt er. Lernen möchte er noch immer mehr darüber, jeden Tag, durch Gespräche mit jüdischen Menschen, durch Lektüre, durch Begegnung.

Heute scheint das wichtiger denn je. Gerhard Naber denkt mit sorgenvollem Gesicht an antisemitische Parolen, an Anfeindungen auf offener Straße, an Anschläge auf Synagogen, an den Rechtsruck in Deutschland und weiteren Ländern. „Das ist mir völlig unverständlich“, sagt er und schüttelt den Kopf. Er hat den Eindruck, dass die „Zertrennung“ der Gesellschaft größer geworden ist. „Ich hatte gedacht, dass der Antisemitismus weniger wird mit den Jahren, aber das wird nicht weniger.“ Seine Konsequenz? „Wir müssen weiter arbeiten.“



Verbogen und verbeult ist dieses Besteck – Zeugnisse der Pogromnacht 1938 in Nordhorn. Gerhard Naber will die Erinnerung daran wachhalten, hat in einer Geschichtswerkstatt (Foto oben) viel Literatur zusammengetragen.

Schlechte Zeiten für gute Geschäfte

Fairer Kaffee, faire Schokoriegel und Jutetaschen: Damit standen Jugendliche in den 1980er Jahren an **Eine-Welt-Ständen** vor Kirchen. Später entwickelten sich daraus kleine Geschäfte in Innenstädten. Heute haben es Weltläden schwer. **Wie kann es weitergehen?**

Von Susanne Haverkamp



Rund **900**
Weltläden

gibt es in Deutschland,
dazu mehrere tausend Gruppen,
die auf anderer Basis **Fairen**
Handel betreiben.

Viele Ehrenamtliche sind längst im Rentenalter, die Waren werden immer teurer und die Stammkundschaft der Weltläden wächst kaum. „Wir müssen neue Zielgruppen erschließen, sowohl bei denen, die bei uns einkaufen, wie bei denen, die sich bei uns engagieren“, sagt Gifty Amo Antwi.

Die 41-Jährige ist Geschäftsführerin des Dachverbandes der Weltläden in Deutschland. Dazu gekommen ist sie wie so viele über ihre Kirchengemeinde: „Unser Diakon hatte die Idee, einen Weltladen zu eröffnen; ich war damals Jugendliche und habe von Anfang an mitgemacht.“ Ihr gefiel die Mischung: einerseits ganz

praktisch Waren einkaufen und Kasse machen, andererseits entwicklungspolitische und ökologische Hintergründe verstehen. „Ich erinnere mich, dass ich bei einem Treffen mal eine Präsentation über Lacandona-Honig gemacht habe, einen speziellen Blütenhonig aus Mexiko“, sagt sie. „Das fand ich total spannend.“

Überzeugt hat Amo Antwi auch, dass man die

sogenannte Dritte Welt nicht durch Spenden unterstützt, sondern ihre Waren zu fairen Preisen kauft. „Ich fand diese Charity-Idee immer schwierig“, sagt sie. Das liege vielleicht auch an ihren persönlichen Erfahrungen: „Es gab Situationen, da haben mir wohlmeinende Leute Geld in die Hand gedrückt, weil sie Mitleid mit mir

als armem, schwarzem Kind hatten. Das hat sich in mein Gehirn eingepägt.“

Auch später ist Amo Antwi der Idee treu geblieben. „Ich habe als hauptamtliche Geschäftsführerin den Weltladen in Mainz geleitet“, sagt sie. Dort hat sie auch die Mischung aus Haupt- und Ehrenamt schätzen gelernt. „Ab einer bestimmten Größe kann man einen Laden nicht nur ehrenamtlich leiten“, sagt sie. „Aber ohne die Ehrenamtlichen geht es auch nicht, sie machen ja das Besondere des Ladens aus.“ Jüngere Engagierte zu gewinnen, fällt jedoch schwer. „Die Weltläden stehen nicht ganz oben auf der Liste, wenn junge Leute sich engagieren wollen“, sagt Amo Antwi. Sie findet es zudem schade, dass Mitarbeitende wie Kunden der Weltläden „meist weiße, gut situierte Akademikerinnen und Akademiker“ sind. „Wir müssen es schaffen, dass etwa auch Menschen mit Migrationsbiografie den Weg zu uns finden“, sagt sie. Zumal die Läden nicht selten Waren aus ihren Herkunftsländern verkaufen. Manchmal gelingt das auch, sagt Amo Antwi: „In Frankfurt-Bornheim zum Beispiel arbeiten Menschen aus 25 Nationen mit.“

Amo Antwi, die in Mainz Ethnologie, Politikwissenschaften und Soziologie studiert hat, ist die politische Arbeit der Weltläden wichtig: „Wir sind nicht nur ein Geschäft, in dem man einkauft, wir machen auch Bildungsarbeit und



ZUR PERSON

Gifty Amo Antwi (41) ist Geschäftsführerin des Dachverbandes der Weltläden in Deutschland. Sie hat Ethnologie, Politikwissenschaften und Soziologie in Mainz studiert.

Rund **100**
Lieferanten

aus **allen Kontinenten** bestücken die Weltläden. Sie werden nach **strengen Kriterien** ausgewählt und kontrolliert.

BRIEF AUS ...

Im Rummel von Rom



Mein Sohn Michael, 30 Jahre alt, ist Miteigentümer eines Reiseunternehmens, das Pilgerfahrten organisiert. Ende April sollte er eine Gruppe nach Rom führen – zur Heiligsprechung des seligen Carlo Acutis.

Diese wurde kurzfristig verschoben, da Papst Franziskus gestorben war. Für die Gruppe war es ein bewegender Moment, in Rom zu sein. Die Pilger konnten den aufgebahrten Papst sehen und nahmen an der Trauerfeier

mit rund 200 000 Menschen teil.

Michaels Gruppe – gut sichtbar mit einer großen südafrikanischen Flagge auf dem Petersplatz – zog das

»Es war ein bewegender Moment.«

Interesse der Medien auf sich. Sie wurde von katholischen Radiosendern interviewt, von der Nachrichtenagentur Reuters porträtiert und schaffte es auf Seite drei der meistverkauften Sonntagszeitung Südafrikas. Zudem wurde sie live aus Rom in einem südafrikanischen Fernsehsender interviewt. Kurz gesagt: Mein Sohn war medienpräsender als ich – nach über 30 Jahren als katholischer Journalist.

So wurde Michael Teil einer bemerkenswert umfassenden Berichterstattung über ein katholisches Ereignis – in einem Land, das die Existenz der katholischen Kirche sonst kaum zur Kenntnis nimmt. Der verstorbene Papst Franziskus erhielt viel Aufmerksamkeit – und auch der neue Papst Leo XIV. hat schon früh einen bleibenden Eindruck hinterlassen, in Südafrika wie weltweit. Möge das so bleiben.

// GÜNTHER SIMMERMACHER
JOURNALIST IN KAPSTADT



Voller Einsatz: Rund 30 000 Ehrenamtliche tragen in Zusammenarbeit mit Hauptamtlichen die Arbeit.

Foto: Weltladen-Dachverband/A. Stehle

Kampagnen.“ So hätten vor der Bundestagswahl Engagierte an ihre Bundestagskandidatinnen und -kandidaten geschrieben, damit sie sich für den Fortbestand des Entwicklungshilfeministeriums einsetzen. Mit Europaabgeordneten, so Amo Antwi, sprächen sie über das Lieferkettengesetz und machten „immer wieder darauf aufmerksam, dass die Armut in den Ländern des globalen Südens kein Schicksal ist, sondern dass unser Reichtum auf jahrhundertelanger Ausbeutung eben dieser Länder beruht“.

Supermärkte als Konkurrenz

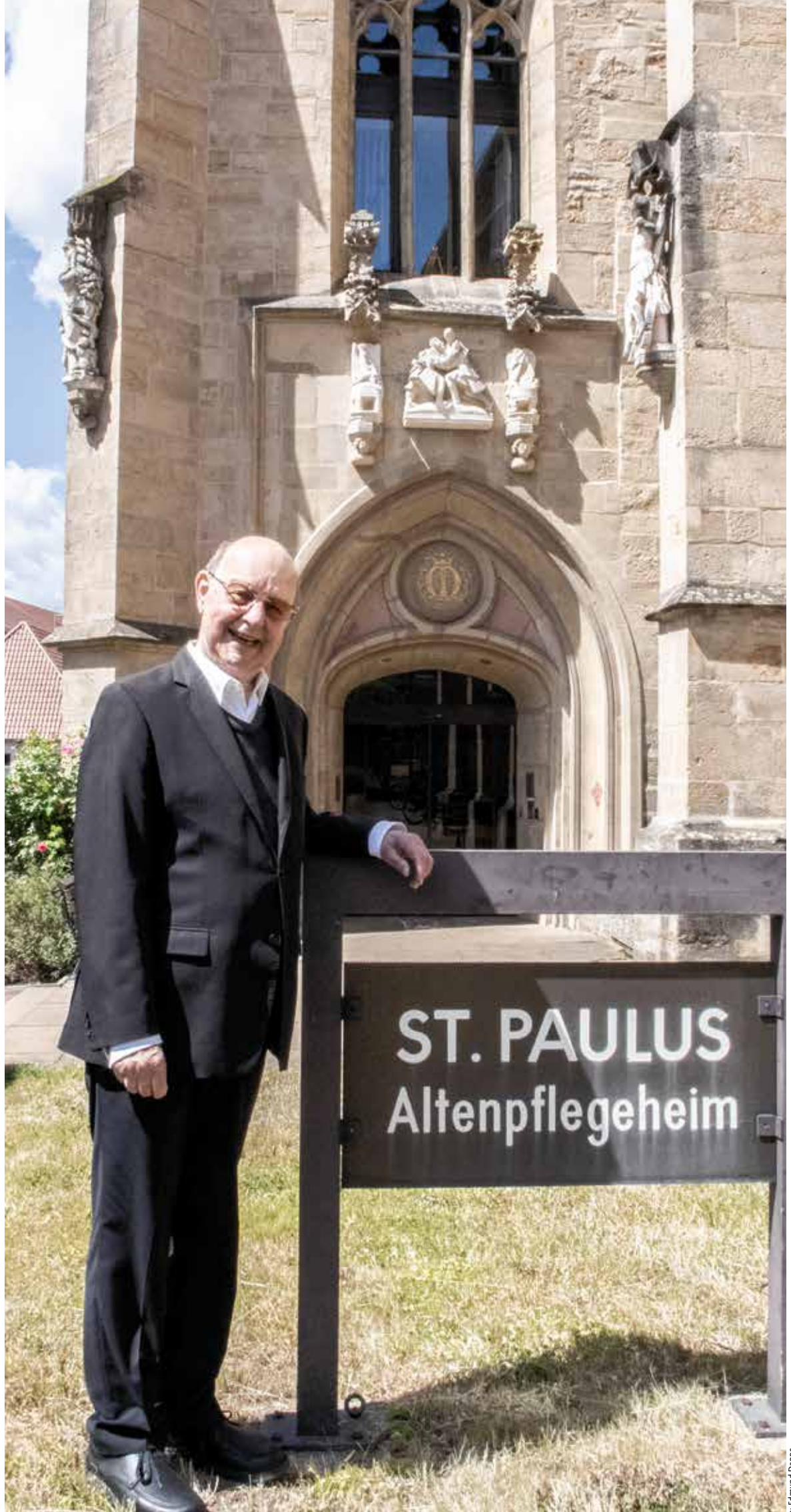
Manche Weltläden gehen zu Unterrichtseinheiten in Schulen, andere organisieren kulturelle Veranstaltungen oder informieren über Nachhaltigkeit und Gütesiegel. „Jeder Weltladen hat da seinen eigenen Schwerpunkt“, sagt Amo Antwi. Genau diese Aktionen seien der Mehrwert gegenüber Supermärkten, die inzwischen auch fair gehandelte Produkte verkaufen. Sind die eine Konkurrenz? „Die Supermärkte nehmen uns schon ein bisschen Umsatz weg“, gibt Amo Antwi zu. Dass es dort diese Produkte gibt, sei trotzdem richtig: „Wenn die Produzenten dadurch fairere Löhne bekommen, ist es gut.“

Dennoch bereitet der Geschäftsführerin die Zukunft der Weltläden einige Sorgen. „Innenstadtsterben, Überalterung der Ehrenamtlichen, allgemeine Teuerung, höhere Mietkosten – da kommen eine Menge Herausforderungen zusammen“, sagt sie. Aber die Weltladen-Idee sei zu gut, um sie aufzugeben. „Mich motiviert es, dass bei uns der Mensch im Mittelpunkt steht und eine gerechtere Verteilung der Güter dieser Erde“, sagt sie und fügt hinzu: „Ich empfinde das auch als christliche Verantwortung, dass wir auf andere schauen und nicht nur auf uns selbst und unseren eigenen Wohlstand.“

Rund **79**
Millionen Euro

betrug im Jahr 2023
der **Jahresumsatz der Weltläden**
und Fair-Handels-Gruppen.

Vor kurzem feierte Weihbischof em. Hans-Georg Koitz seinen 90. Geburtstag im Altenpflegeheim St. Paulus in Hildesheim. Doch auch im Ruhestand ist der Weihbischof aktiv und engagiert sich als Vorsitzender des Heimbeirats.



Als die Bundesregierung 1976 die **Partizipation älterer Menschen** in der Gesellschaft verbessern wollte, hat sie unter anderem auch die Heimmitwirkungsverordnung verabschiedet. Seitdem geben **Heimbeiräte** den Bewohnerinnen und Bewohnern von Heimen **eine Stimme**, auf die gehört werden muss.

Von Edmund Deppe

Mit dem Ohr immer nah dran

„Unsere Mitbewohnerinnen und Mitbewohner haben uns in den Heimvorstand gewählt. Mit der Annahme dieser Wahl haben wir ihnen zugesagt, uns für ihre Belange gegenüber der Heimleitung einzusetzen, ihre Stimme zu sein“, sagt Hans-Georg Koitz. Der Weihbischof im Ruhestand hat gerade seinen 90. Geburtstag gefeiert, im St. Paulus Altenpflegeheim in Hildesheim, seinem Zuhause. „Ich fühle mich hier wohl und nach einem Krankenhausaufenthalt wieder fit genug, um mich hier zu engagieren.“

Viele der Bewohner kennen Koitz, denn in den vergangenen Jahren kam der Weihbischof regelmäßig vom nahen Domhof ins Paulusheim, um hier Gottesdienste zu feiern. „Vielleicht lag es daran, dass man mich bei der letzten Wahl gleich zum Vorsitzenden des Heimbeirats gemacht hat. Aber ich bin hier kein Einzelkämpfer, sondern wir sind ein munteres und tatkräftiges Team. Besonders dankbar bin ich für die Unterstützung meiner Stellvertreterin, die sozusagen einen großen Teil ihres Lebens hier verbracht hat“, betont Koitz und schmunzelt dabei.

„Meine Stellvertreterin ist Gold wert!“

Denn die 88-jährige Therese König hat als Hauswirtschaftskraft im Paulusheim gearbeitet. „Und vorher war ich bereits nebenan im Mutterhaus der Vinzentinerinnen tätig. Als sie dann das Paulusheim gebaut haben, bin ich hierher gewechselt. Insgesamt sind das 35 Jahre, die ich bei den Schwestern gearbeitet habe. Und ich habe hier gern gearbeitet – bis zu meiner Rente“, erzählt sie.

2022 musste Therese König ins Krankenhaus. „Ich hatte Wasser in den Beinen. Und danach traf ich die Entscheidung: Altenheim. Da war sofort klar, dass nur das Paulusheim, mit dem ich mich noch immer eng verbunden fühlte, infrage kommt“, betont sie.

Eine „Insiderin“ mit im Vorstand zu haben, gefällt Koitz. „Sie kennt sich hier aus wie kaum ein anderer, kennt das Personal und die Leitung. Vieles von dem, was von den Hausbewohnern an Kritik kommt, regelt sie auf dem kleinen Dienstweg. Meine Stellvertreterin ist einfach Gold wert“, unterstreicht er. Und sie sieht mit geschultem Auge, wenn beispielsweise beim Putzen mal schludrig gearbeitet wird. „Das darf nicht sein. Aber da muss ich nicht gleich zur Heimleitung rennen,



Neben den modernen Räumen samt Kapelle hinter der alten Fassade der ehemaligen Dominikanerkirche St. Paulus erstreckt sich das Altenpflegeheim weit auf das Gelände des Mutterhauses der Vinzentinerinnen. Insgesamt bietet es Platz für 94 Bewohnerinnen und Bewohner.

Foto: Max Balzer



das regle ich direkt mit den Reinigungskräften. Und bislang hat das immer gut geklappt“, freut sich König. Und so oft komme das ja auch nicht vor. Aber wenn es mal wirklich schwierige Sachen geben würde: „Dann würden wir das natürlich mit der Heimleitung regeln, da kenne ich ja gar nichts“, betont sie.

Zu den zahlreichen Aufgaben des Heimbeirats gehört vor allem, mitzubekommen, wo es im Pflegeheim vielleicht nicht so richtig rund läuft. „Wir haben unser Ohr immer ganz nah an unseren Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern. Allein bei den gemeinsamen Mahlzeiten im Speiseraum bekommt man mit, wenn die Stimmung mal nicht so gut ist. Im Gespräch wird meist schnell deutlich, wo der Schuh drückt“, verrät Prälat Nikolaus Wyrwoll. Der frühere Diözesanbeauftragte für Öku-

mene und für den Kontakt zu den Kirchen des Ostens ist nur vier Monate jünger als Therese König. „Ich versuche mir die Zeit zum Zuhören zu nehmen und auch das herauszuhören, was zwischen den Zeilen anklingt“, so Wyrwoll. „Denn nicht immer liegt der Grund für Kritik oder miese Stimmung hier im Heim. Manchmal sind das Probleme mit den Angehörigen, die aufs Gemüt drücken, zum Beispiel wenn ein lang erwarteter Besuch plötzlich abgesagt wird. Das belastet. Und dann kann das Essen noch so

gut, die Pflegekräfte noch so freundlich und hilfsbereit sein, dann ist ein eigentlich sonniger Tag gar nicht mehr so schön. Dann nehmen wir uns die Zeit, die die Pflegekräfte nicht haben, um uns mit den Betroffenen zu unterhalten, um die Situation vielleicht etwas zu entspannen“, ergänzt Koitz.

Der aktuelle Heimbeirat wurde im Januar für zwei Jahre gewählt und hat sich am 25. Januar konstituiert.

Für Christiane Ernst, die Leiterin des St. Paulus Altenpflegeheims, ist der Heimbeirat ein wichtiges Gremium. „Die Mitglieder bekommen immer schnell mit, wenn etwas los ist und sei es nur, dass die Brötchen morgens zu hart sind. Sie machen uns auf Dinge aufmerksam, die wir vielleicht sonst nicht so schnell mitbekommen würden, filtern aber manches vorher bereits heraus, was

sie selbst im zwischenmenschlichen Gespräch mit den Bewohnern oder auch mit Mitarbeitenden klären. Und sie haben ein gutes Gespür für das, was die Leute interessiert, was für Wünsche sie haben“, beschreibt Ernst. „Das ist ganz wichtig, wenn es um die Freizeitgestaltung geht, um Wünsche an das angebotene Programm, um Ausflugsziele oder Feste im Heim wie unser Weinfest. Da stehen wir der Heimleitung beratend zur Seite und helfen, soweit wir das können, auch bei der Organisation“, berichtet König.

Aber ein Heimbeirat ist nicht bloß ein Fest- oder Eventausschuss. Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt

*»Da muss ich
nicht gleich zur
Heimleitung
rennen.«*



Therese König kennt sich im Paulusheim bestens aus.



Bei der Alltags- und Freizeitgestaltung, bei Ausflügen oder der Planung und Durchführung von Veranstaltungen wie dem Weinfest ist der Heimbeirat eingebunden.

Foto: Max Balzer

im ganz normalen Heimalltag. Er besitzt zwar kein Mitbestimmungsrecht, aber ein Mitwirkungsrecht. Das bedeutet, dass er vor Entscheidungen des Heimträgers über den Heimbetrieb betreffende Maßnahmen rechtzeitig und umfassend informiert werden muss. „Solche Maßnahmen müssen vorher mit dem Heimbeirat erörtert und seine Anregungen oder Bedenken in unsere Überlegungen und Entscheidungen mit einbezogen werden. Über den Heimbeirat haben alle Bewohnerinnen und Bewohner die Möglichkeit, ihre Meinung zu äußern. Und sie wird von uns auch ernst genommen“, versichert die Heimleiterin.

Der Heimbeirat hat vielfältige Aufgaben.

Unter anderem gehören zu den Aufgaben des Heimbeirates, jährlich eine Bewohnerversammlung durchzuführen, und einen Tätigkeitsbericht über seine Arbeit vorzulegen sowie bei Maßnahmen zur Förderung einer angemessenen Qualität der Betreuung mitzuwirken.

Ebenso ist er einzubinden, wenn es um die Aufstellung oder Änderung der Musterverträge für die Heimbewohner oder die Heimordnung geht, bei Maßnahmen zur Verhütung von Unfällen, Änderung der Entgelte, bei allem rund um Unterkunft, Betreuung und Verpflegung, bei Erweiterung, Einschränkung oder Einstellung des Heimbetriebes, dem Zusammenschluss

»Ich versuche mir die Zeit zum Zuhören zu nehmen.«

mit einem anderen Heim, der Änderung der Art und des Zweckes der Einrichtung oder seiner Teile, bei umfassenden baulichen Veränderungen oder Instandsetzungen sowie der Mitwirkung bei Maßnahmen zur Förderung einer angemessenen Qualität der Betreuung.

„Das ist eine ganze Menge, was da auf uns als Heimbeirat zukommen kann. Aber da wir ja keine Experten sind, dürfen wir uns auch,

wenn es nötig ist, extern beraten lassen“, erklärt Koitz und weist darauf hin, dass der Heimträger den Heimbeirat im organisatorischen Bereich unterstützen, anfallende Kosten übernehmen, Schreibarbeiten erledigen und Fahrten zur Heimaufsichtsbehörde oder zu den regelmäßigen Treffen der Heimbeiräte auf Stadt- und

Kreisebene ermöglichen muss. „Aber da gibt es hier bei uns keine Schwierigkeiten. Wir bekommen jegliche Unterstützung, die wir benötigen. Bei uns herrscht ein harmonisches Klima zwischen Beirat und Heimleitung“, betont der Weihbischof, der im regelmäßigen Kontakt mit der Heimleitung steht.



Foto: Edmund Deppe

ZUR SACHE

Das Heimgesetz garantiert älteren Menschen sowie pflegebedürftigen oder behinderten volljährigen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, die in einem Heim leben, dass sie in Angelegenheiten des Heimbetriebes mitwirken dürfen.

Diese Mitwirkung geschieht grundsätzlich durch die Bildung von Heimbeiräten, die die Interessen und Belange der Bewohnerinnen und Bewohner vertreten. Diese Heimbeiräte können nicht nur Bewohnerinnen und Bewohner sein, sondern auch sogenannte externe Personen wie Angehörige und sonstige Vertrauenspersonen, Mitglieder von örtlichen Senioren- und Behindertenorganisationen sowie von der Heimaufsicht vorgeschlagene Personen. Die Arbeit der Heimbeiräte wird in der Heimmitwirkungsverordnung geregelt.



Foto: Edmund Deppe

Prälat Nikolaus Wyrwoll nutzt gern die gemeinsamen Mahlzeiten für Gespräche mit den Mitbewohnern.

Immer ein bisschen von der Frohen Botschaft platzieren

Am Pfingstwochenende ist im Bistum Osnabrück traditionell die **Priesterweihe**. An diesem 7. Juni tritt im Dom nur ein einziger Kandidat vor den Bischof. Wir haben einen **alten und einen jungen Geistlichen** zum Gespräch gebeten. Wie blicken sie heute auf die **Situation der Priester**?



NORBERT FRIEBE (94) ist emeritierter Domkapitular und lebt als Ruheständler in Hagen am Teutoburger Wald. **LUKAS MEY (31)** ist Kaplan und arbeitet in der Pfarreiengemeinschaft Ankum, Eggermühlen und Kettenkamp. Wir treffen uns bei Norbert Friebe, der ein Apartment in einem Altenheim bewohnt.

Pastor Friebe, Sie sind 1964 zum Priester geweiht worden. Haben Sie noch Erinnerungen?

NORBERT FRIEBE: Wir waren damals 14. Heute sind noch sechs am Leben. Ich weiß nicht mehr, was ich gefühlt habe. Ich weiß noch, dass der Gottesdienst unendlich lange gedauert hat. Alles war auf Latein, das Zweite Vatikanische Konzil hatte gerade erst begonnen.

Sie waren noch relativ jung. Was war das für ein Gefühl, jetzt plötzlich vorne zu stehen – waren Sie auf diese Herausforderung vorbereitet?

FRIEBE: So jung war ich ja gar nicht mehr, weil ich vorher schon einen Beruf erlernt hatte. Das und einige Kriegserlebnisse hatten mich bereits geprägt. Im Studium hatte ich das erste Mal richtig mitbekommen, was Spiritualität bedeutet. Wir waren vorbereitet, so gut das eben möglich war. Aber es war natürlich auch eng.

Haben Sie den Schwung des Konzils gespürt?

FRIEBE: Auf jeden Fall. Ich weiß noch, dass wir Bischof Wittler singend begrüßten, als er von der ersten Sitzung aus Rom zurückkam. Mit Begier haben wir verfolgt, was dann immer passierte. Und bei unserer Weihe waren die ersten Anflüge der liturgischen Reform schon zu spüren.

Lukas Mey, Sie sind der jüngste Priester des Bistums Osnabrück und wurden vor drei Jahren geweiht. Da waren Sie ganz alleine. Wie war das?

LUKAS MEY: An die Weihe habe ich eine sehr gute Erinnerung, ich habe mich wirklich gut gefühlt, hatte eine ganz tiefe, innere Freude. Ich habe aber auch immer gedacht, wie schön es wäre, jetzt hier nicht allein die Weihe zu empfangen. Das hätte mich geistig bestärkt.

Was ist Ihnen in dem Moment durch den Kopf gegangen?

MEY: Geholfen hat mir, dass ich an meine Weihekurskollegen aus den anderen Bistümern gedacht habe, die am gleichen Wochenende in ihren Diözesen geweiht wurden. Dadurch war schon eine Verbindung da. Daran sieht man, dass Priestersein und Priesterwerden den Fokus weitet auf andere Regionen, über den eigenen Dom hinaus.

Auch wenn es nur wenige Priester Ihrer Altersklasse gibt, fühlen Sie sich also nicht alleine?

MEY: Ich erlebe unter den jüngeren Priestern im Bistum eine Solidarität miteinander. Wobei man die Altersspanne des „Jungseins“ bis 50 ziehen muss. Wir spüren, dass wir uns gemeinsam auf den Weg machen müssen, auch wenn wir weit weg voneinander im Dienst sind.

Sie waren einige Zeit BDKJ-Diözesanvorsitzender, der Kumpel aller. Hat sich durch die Weihe etwas verändert?

MEY: Natürlich verändert sich etwas. Von einem auf den anderen Moment ist man dazu befähigt, Sakramente zu



Foto: Archiv/Thomas Osterfeld



Foto: Archiv/Klaus Riddering

Primizsegen: Lukas Mey unmittelbar nach der Priesterweihe vor drei Jahren –
Zugewandt: Norbert Friebe 1983 im Einsatz als Krankenhausseelsorger.

spenden, die Messe zu feiern. Da komme ich in eine neue Rolle. Was sich für mich, glaube ich, nicht verändert hat, ist der Umgang mit den Menschen. Ich bin hoffentlich weiterhin der Lukas, der ich vor der Priesterweihe war.

Haben Sie beide lange mit der Entscheidung gerungen, Priester zu werden?

MEY: Mir war schnell klar, dass ich Theologie studieren wollte. Aber den Gedanken ans Priesterwerden habe ich erst mit der Zeit an mich herangelassen und bin dadurch erst später ins Seminar eingezogen. Für mich war es genau der richtige Weg.

FRIEBE: Ich hatte nicht nur positive Erfahrungen mit der Kirche gemacht, deshalb war die Berufsausbildung erstmal richtig. Bei mir kam der Gedanke dazu, dass ich keine Geschwister habe und deshalb überlegt habe, ob ich den Eltern zumuten kann, dass sie eines Tages alleine sind, weil ich ja keine Familie gründen werde. Ein Herz-Jesu-Priester und ein Jugendseelsorger wurden dann prägend für mich und haben wichtige Anstöße gegeben.

Als Priester sagen Sie uneingeschränkt Ja zur Kirche. Müssen Sie deshalb mit allem einverstanden sein?

FRIEBE: Das war bei uns noch selbstverständlich, wir waren es ja gewohnt zu gehorchen. Ob in der Schule, bei den Eltern, in der Kirche. So war es auch beim Bischof: Er war der Mann, dem man sich unterzuordnen hatte. Er war oben, und das war von ihm aus auch klar, wenn auch nicht in böser Form. Einige Male hat er mich zurechtgewiesen, was ich als ungerecht empfunden habe, aber ich hätte deshalb nicht den Aufstand geprobt.

MEY: In der Ausbildung haben wir manche Dinge hingenommen, weil wir gemerkt haben, dass sie zum Beispiel für das geistliche Leben sinnvoll sind. Bei anderen mussten wir erstmal durchpusten. Aber in meiner Generation haben wir gelernt, vieles zu hinterfragen, differenzierter zu denken: Was ist wichtig für mein inneres Ja zur Kirche und womit muss ich einen Umgang finden. Da sind wir sicherlich Kinder unserer Zeit.

Gibt es für Sie ein Idealbild des Priesters?

FRIEBE: Ich habe das Glück gehabt, immer in eine besondere Rolle zu kommen; das war hauptsächlich die Krankenhausseelsorge. Zu Beginn war ich mehr der Kultpriester, der am Altar steht und die Sakramente feiert, das aber mit gewissem Abstand zu den Menschen. Als Krankenhausseelsorger hatte ich mehr mit Menschen zu tun, die zwar getauft waren, die mit dem, worauf es innerlich ankommt, aber weniger anfangen konnten. Sie brauchten aber genauso Zuwendung und Liebe wie alle anderen. Das hat mich geprägt. Gerade die letzten 20 Jahre in Ostercappeln, dort vor allem auf der Palliativstation sowie hier in Hagen habe ich als ganz intensive Jahre als Priester in der Seelsorge erfahren – und erfahre es bis heute.

MEY: Priestersein ist immer auch ein Priesterwerden. Ich erlebe unterschiedliche Priestertypen und unterschiedliche Gemeinden, in denen ich schon tätig gewesen bin. Das erfordert innere Freiheit und Flexibilität, die ich mir unbedingt erhalten möchte. Ich glaube, dass es heute dann auch eine Aufgabe ist, da, wo man den Menschen nahe kommt, immer ein bisschen von der Frohen Botschaft zu platzieren.

FRIEBE: Ich habe im Laufe der Zeit natürlich auch vieles hinzulernen müssen. Früher sind wir vom Kirchenbild ausgegangen, dass wir allein das Wahre haben, dass

wir drinnen sind und alle von draußen zu uns kommen müssen. Spätestens Papst Franziskus hat das mit der Enzyklika „Fratelli tutti“ verändert. Alle sind Kinder Gottes. Und ich bin froh, dass ich diese Veränderung, diese Freiheit und Pluralität, in meinem Alter noch miterleben kann.

MEY: Als Kaplan habe ich das große Glück, mit vielen jungen Menschen arbeiten zu dürfen. Manchmal kommen sie ja nur ganz punktuell. Wir haben Firmlinge, die mit uns einige Monate unterwegs sind und sich dann wieder verabschieden. Wenn ich mir da die innere Freiheit gönne zu sagen, die müssen nicht anschließend alle Gruppenleiter werden, dann kann ich mit ganz viel Freude auch sehen, wie sie ihre Persönlichkeit entwickeln. Wenn ich da eine kleine Hilfestellung geben kann, macht mich das zufrieden.

Wie bewahren Sie sich die Freude am Priestersein?

MEY: Für mich ist wichtig, dass ich mich nicht herunterziehen lasse. Ich erlebe es oft, dass ich abends sagen kann: Wie gut, dass du heute an einem bestimmten Ort warst, in einer bestimmten Situation. Wenn ich mir das immer wieder zusagen kann, ist das eine große Freude, mit der ich dann ins Bett gehe.

Nun ist aber vieles im Rückgang, Studien präsentieren stark zurückgehende Mitgliederzahlen schon in naher Zukunft. Was passiert da innerlich bei Ihnen?

FRIEBE: Ich finde das gar nicht so furchtbar schrecklich. Durch den Rückgang tritt jetzt etwas zu Tage, was im Grunde schon immer da war. In den ersten Jahren als junger Kaplan hat es mich geärgert, wenn hinten in der Kirche vor allem Männer standen, die dann unmittelbar nach der Kommunion sofort verschwunden waren. Vielleicht haben wir damals zu viel erwartet, vielleicht ist das heute die entsprechende Korrektur.

MEY: Wir wissen, dass wir in vielen Regionen und Dekanaten schon in fünf Jahren nur noch die Hälfte der Mitarbeitenden sind. Das muss sich dann auch in der Struktur darstellen, wie wir Kirche bilden. Wir sehen ja auch Sonntag für Sonntag, dass sich das Gottesdienstverhalten verändert. Mir tut das auch weh. Natürlich freut man sich über ein Haus voll Glorie, das da gemeinsam Gott feiert. Oft ist es aber das genaue Gegenteil.

Da geht uns auch etwas verloren, was gut war. Wir müssen jetzt aber schauen, dass wir neue Kulturen und kreative Formen finden, wie wir die Freude am Evangelium weiter miteinander leben.

Zum Beispiel wegkommen von der Zentrierung auf den Priester?

Norbert Friebe ist emeritierter Domkapitular und lebt in Hagen a.T.W.

MEY: Wir müssen lernen, dass das nicht nur immer mit Priester und Eucharistiefeier funktioniert. Und wir müssen genauso lernen, dass das nicht mehr an jedem Sonntag in jeder Kirche, die gerade noch steht, funktionieren wird. Sondern dass sich auch die Gestalt von gemeindlicher Versammlung verändert.

Machen Sie aktiv Werbung für den Priesterberuf, bzw. für eine Tätigkeit in der Kirche?

FRIEBE: In meiner Situation komme ich ja kaum dazu, mit jungen Menschen zu reden, die die Berufsentscheidung noch vor sich haben. Bei anderen merke ich, dass sie Glauben und Kirche einfach wenig interessiert. Das will ich nicht verurteilen, aber das ist ein Faktum. Insofern fällt diese Frage für mich weg.

MEY: Wahrscheinlich müsste ich selbstbewusster sein. Natürlich begegnen mir immer junge Menschen, für die ich mir einen Beruf in der Kirche vorstellen könnte. Ich merke aber bei mir selbst eine Zurückhaltung, weil das ein Weg ist, der auch nicht einfach ist. Mir selber hat es gutgetan, dass ich auf meinem Weg nicht ständig auf diese Möglichkeit angesprochen wurde. Trotzdem sollten wir vielleicht wieder offensiver dafür werben und auch offensiver dafür beten.

Machen Sie sich Gedanken darüber, wie christliches Leben in zehn oder 20 Jahren in dieser Region aussieht?

FRIEBE: Ich sage immer ganz nüchtern: Gott wird es richten. Ich vertraue auf diese für uns nicht wahrnehmbare Wirkung des Geistes. Zum Beispiel in Bezug auf Frauenweihe oder Zölibat. Es hat ja in der jüngeren Vergangenheit auch Entwicklungen gegeben, an die keiner geglaubt hat. Die Sexual- und Ehemoral, die uns lange beschäftigt hat, ist doch praktisch weg.

MEY: Ich erlebe bei den jüngeren Priestern gerade, dass uns neben diesen kirchenpolitisch-theologischen Fragen viel praktischere Dinge beschäftigen. Wie leben wir eigentlich miteinander? Werden wir in zehn Jahren verstreut im Bistum in viel zu großen Pfarrhäusern wohnen oder geben wir die Pfarrhäuser ab, beziehen wir Mietwohnungen, wohnen wir in priesterlichen Wohngemeinschaften, in Zentren und fahren dann hinaus? Da merke ich gerade bei vielen, die noch mehrere Jahre Dienst vor sich haben, dass das erstmal ganz persönliche Fragen sind, die uns beschäftigen. Aber auch ein Interesse, das miteinander zu besprechen und zu beraten. Und da erlebe ich, erleben wir auch die Offenheit des Bischofs, das mit uns anzudeuten.

Lukas Mey ist Kaplan in Ankum, Eggermühlen und Kettenkamp.

**DAS GESPRÄCH FÜHRTE
MATTHIAS PETERSEN**



Foto: Wallfahrtsverein St. Johann

Das Organisationsteam der Wallfahrt (v.l.): Geistlicher Leiter Martin Schomaker, Christoph Plogmann, Karlheinz Schomaker, Heinrich Hallbrügge, Martin Bensmann, Michael Hölscher, Thomas Niemann, Markus Wohlfahrt, Monika Brüggemann, Olaf Lehnert, Jörg Hehemann, Richard Vonstein.

Geh mit! Dann spürst du es!

Die Osnabrücker Wallfahrt nach Telgte ist mit über 7000 Pilgern eine der größten Fußwallfahrten im deutschsprachigen Raum. Nun erhält sie ein **neues Leitungsteam**.



Wenn Thomas Niemann und Martin Bensmann von einem „Virus“ und vom „Infiziert-sein“ reden, dann meinen sie in diesem Fall keine Krankheit. Im Gegenteil. Die Männer erzählen begeistert von ihrer Kraft- und Energiequelle, dem für sie „wichtigsten geistlich-spirituellen Event des Jahres, das seinesgleichen sucht“: der Osnabrücker Telgter Wallfahrt, die in diesem Jahr am 12. und 13. Juli zum 173. Mal stattfindet.

Seit ihrer Kindheit sind die beiden dieser Wallfahrt verbunden. Bis zu 50-mal sind sie die mehr als 40 Kilometer lange Strecke nach Telgte bereits gegangen – bei Wind und Wetter, im Strom mit über 7000 Pilgern. Seit vielen Jahren beten sie unterwegs als Vorbeter die Gebete ohne Mikrofon oder technische Unterstützung vor. Trotz der Anstrengung schöpfe er viel Kraft daraus, sagt Martin Bensmann, der in Hilter lebt und zur Kirchengemeinde Wellendorf gehört. Der 56-Jährige erklärt: „Mit vielen Texten identifiziere ich mich und lege auch meine persönlichen Anliegen mit hinein.“

Jetzt übernehmen sie mehr Verantwortung für ihre Kraftquelle. Als Technischer

*» Wallfahren
ist nichts
Altmodisches «*

Leiter der Organisation (Thomas Niemann) und Leiter der Öffentlichkeitsarbeit (Martin Bensmann) werden die beiden Nachfolger für die Hauptaufgaben des langjährigen Technischen Leiters der Wallfahrt, Karlheinz Schomaker, der nach fast 40 aktiven Jahren den Staffelstab weitergibt.

Im Team mit weiteren Menschen kümmern sich Niemann und Bensmann darum, dass die Wallfahrt weiterlebt und gut organisiert stattfinden kann. Sie sind überzeugt: „Wallfahren ist nichts Altmodisches, es passt perfekt in die Zeit“. Thomas Niemann erklärt: „Die Gesellschaft

kommt aus ganz unterschiedlichen Bereichen hier zusammen. Jung und Alt, Groß und Klein, Familien und Alleinstehende. Wann hat man das sonst, und dann noch mit so einem Anlass?“

Für den 62-jährigen Osnabrücker ist die Wallfahrt ein dreiteiliges Erlebnis: „Da ist zum einen die Vorbereitung. Ich erlebe das als sehr positiv, wie viele Menschen sich hier engagieren. Als ich Kind war stand bei uns im Vorfeld der Wallfahrt immer ein Wagen im Hof, den wir mit viel Geschick zu einem nutzbaren Planwagen umgebaut haben. Das

war immer sehr aufregend.“ Als Zweites sei da das Erlebnis der Wallfahrt selbst: „Mit anderen gemeinsam eine Richtung, ein Ziel zu haben, sich wiederzutreffen, auszutauschen. Diese Zugehörigkeit ist faszinierend“, meint Niemann. Das dritte Erlebnis betreffe das Gebet: „Man betet hier intensiver.“ Sein Lieblingsgebet sei ein Mariengebet aus der Abendandacht. Er betont: „Mit mehr als 1000 Stimmen gleichzeitig dieses Gebet zu sprechen, das ist unglaublich.“ Martin Bensmann ergänzt: „Man fühlt sich getragen von der Mutter Gottes. Ich kann meine Sorgen und Nöte bei ihr ablegen.“

Man merkt sofort: Die Chemie zwischen den beiden stimmt. Sie verstehen sich als Team, haben gleiche Vorstellungen und wollen trotz vieler neuer Aufgaben immer noch Pilger bleiben. In Zukunft möchten sie die Wallfahrt vor allem bei jüngeren Menschen bekannter machen. Den Internetauftritt hat Bensmann bereits erneuert, auch die sozialen Netzwerke möchte er stärker nutzen. Wie er die Wallfahrt in einem kurzen Satz hierfür zusammenfassen würde? „Wenn du Maria fühlen willst, musst du mitgehen“, meint er spontan. Thomas Niemann sagt es ähnlich: „Geh mit, dann spürst du es.“

// ASTRID FLEUTE

Artikel auf unserer Homepage

Jeden Donnerstag um 12 Uhr: Was uns diese Woche bewegt. Redaktionsmitglieder erzählen
<https://aussicht.online/tag/was-uns-bewegt>

Ein Halleluja, das alle verstehen: die Bibel in Leichter Sprache

Starkes Zeichen gegen sexualisierte Gewalt: Mariengymnasium Papenburg erhält Auszeichnung

www.kirchenbote.de

Bitte beachten Sie unsere Beilagen Renovabis (gesamte Auflage) und Steyler Mission (Teilaufgabe).

– ANZEIGEN –

Das gibt's nur bei fip!

EnergiePartner

gut + günstig
Aral Heizöl-
EcoPlus

0541 60990

Heinrich Fip GmbH & Co. KG
www.fip.de | info@fip.de

Briefmarken & Münzen am Dom



Inh. Reinhard Grünert
 Barankauf, Briefmarken, Münzen,
 Postkarten, Gold und Zahngold
 Beratung in allen philatelistischen und
 numismatischen Fragen

Hasestr. 47, 49074 Osnabrück, Telefon 2 68 08, Fax 3 35 66 83



Foto: Katrin Kollmeier

Von Sackgassen und Irrwegen

OSNABRÜCK Mit Rollstühlen, Rollatoren und bunten Kerzen pilgerten 36 Bewohnerinnen und Bewohner des Seniorenheims St. Clara durch Osnabrück zum Dom. Auf der Suche nach Sinn, Hoffnung und Gemeinschaft. Kein langer, doch ein bewegender Weg mit vielen persönlichen Einblicken. Die ganze Geschichte lesen Sie auf www.aussicht.online/artikel/von-sackgassen-und-irrwegen

Ernennungen und Versetzungen

Jennifer Schulte-Schmitz wurde von ihren Aufgaben als Gemeindereferentin in der Pfarrei St. Antonius, Papenburg, entpflichtet. Sie bleibt Gemeindereferentin in der Pfarreiengemeinschaft Rhede, Brual und Neurhede. Außerdem ist sie als Vorsitzende der Mitarbeitervertretung-Sonderversammlung im Bistum Osnabrück freigestellt. **Franziska Lorenz** übernimmt die Stelle als Pastoralreferentin im Vitus-Werk in Meppen. Sie bleibt mit einem reduzierten Stellenumfang Pastoralreferentin in der Harener Pfarreiengemeinschaft St. Martinus, Herz Jesu, St. Clemens, St. Josef und St. Maria Darbringung im Tempel.

Ann-Kathrin Hoffmann, Gemeindereferentin in der

Pfarreiengemeinschaft Wietmarschen und Wietmarschen-Lohne, wechselt zum 1. September in die Pfarrei St. Augustinus, Nordhorn.

Rita Rickelmann-Klüsener, Gemeindereferentin in der Pfarreiengemeinschaft Wietmarschen und Lohne, wechselt zum 15. August in die Pfarreiengemeinschaft Freren, Andervenne, Beesten, Freren-Suttrup, Messingen und Thuine.

Boris Uroic, derzeit noch Gemeindereferent in der Pfarrei St. Marien, Bremen, übernimmt zum 1. September die Seelsorge in den Hospizen „Brü-

cke“ und „Sirius“. Er bleibt weiterhin mit der Koordination der Seelsorge in der Spezialisierten Ambulanten Palliativen Versorgung (SAPV) in Bremen betraut. **Anna Hüttner** übernimmt zum 1. August die Aufgabe als Jugendreferentin in der Pfarreiengemeinschaft Haselünne und Lehrte. Dabei trägt sie auch die Verantwortung für die offene Kinder- und Jugendarbeit der Stadt Haselünne.

Marie-Theres Pieck, Gemeindereferentin in Ostercappeln, Bad Essen und Schwagstorf, wechselt zum 1. August in die Pfarrei St. Joseph in Osnabrück.

– ANZEIGEN –

Die erste Adresse für Ihre digitale Kirchenorgel

Ob Sie eine hochwertige Kirchenorgel, eine Übungsorgel oder eine Friedhofsorgel suchen - in unserer großen Ausstellung werden Sie Ihr Wunschinstrument entdecken.

Wir beraten Sie gerne.

-G.Kisselbach-
 Deutschlands größtes Kirchenorgelhaus

Stammhaus Kassel: Lindenufer 9-11 34225 Baunatal Telefon 0561 94885-0	Filiale West: Aachener Straße 524-528 50933 Köln Telefon 0221 29077991	Filiale Süd: Aindlinger Straße 9 1/2 86167 Augsburg Telefon 0821 7472161
---	--	--

Fordern Sie unseren Katalog an!

info@kisselbach.de • www.kisselbach.de

BUDDE GRABMALE

IHR STEINMETZ FÜR DAS BESONDERE GRABMAL
 Lieferung im Umkreis von 150 km ohne jeden Aufpreis

Besuchen Sie eines der größten Grabmalgeschäfte Deutschlands.

Splietenstr. 41 • 48231 Warendorf
 02581 3076 • www.budde-grabmale.de



Jetzt **kostenfrei**
 unseren 186-seitigen
 Katalog anfordern.

Reinhard Ortwerth und Margret Dieckmann-Nardmann mit Stempel und Wanderkarte



Verstehen, wie die Menschen ticken

Ein Pilgerweg verbindet fünf Orte und Gemeinden am Teutoburger Wald – und überwindet Grenzen und Vorurteile.



Informationen zum Pilgerweg:
www.hv-borgloh.de/vereinsaktivitäten/wandern

„Im Grunde ist hier die Vielfalt der Welt zu erkennen“, sagt Margret Dieckmann-Nardmann und schaut auf die Wanderkarte, die vor ihr liegt. Sie zeigt einen etwa 40 Kilometer langen Pilgerrundweg, der die fünf Gemeinden der Pfarreiengemeinschaft am Teutoburger Wald verbindet. Die Standorte sind sehr verschieden. Der Pilgerweg zeigt das gut: Es geht vom bäuerlich geprägten, grünen Borgloh mit vielen Wegekappen in die Industriestadt Dissen. Dann weiter in den Kurort Bad Rothenfelde mit seinen Kurgästen und Salinen über Hilter mit Industrie und Bauernhöfen in das wieder eher ländlich geprägte Wellendorf.

„Viele Menschen kommen einfach nicht über den Berg“

So unterschiedlich die Struktur der Orte, so unterschiedlich ist auch die Bevölkerung. Das hat Margret Dieckmann-Nardmann in ihrer aktiven Zeit als Pastorale Mitarbeiterin in der Pfarreiengemeinschaft erfahren. „Es gibt unsichtbare Grenzen, viele Menschen bleiben lieber an ihren Standorten und kommen einfach nicht über den Berg“, sagt sie. Die passionierte Wanderin erklärt: „Wenn ich aber die Landschaft, die Orte,

ihre Struktur und die Lebensbedingungen der anderen sehe und kennenlernen, kann ich auch besser verstehen, wie sie ticken.“

Der Weg ist aufgeteilt in vier Etappen und überwindet dabei Höhenzüge des Teutoburger Waldes, gibt den Blick frei für die Orte, die dahinterliegen. Reinhard Ortwerth hat die Strecken auskundschaftet. Zwei Jahre lang war der aktive Senior zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs, ausgestattet mit Kartenmaterial, Markierer, Zettel und Stift und hat schöne Wanderwege markiert. Sie führen vorbei an historischen Stätten, idyllischen Dörfern und verborgenen Kraftorten. „Es sind schöne Wald- und Pilgerwege mit wenig Asphalt“, betont er. Kooperationspartner ist der Heimatverein Borgloh, der unter anderem technisches Know-How für Grafik-Design und die Wanderapp Komoot beisteuerte, wo die Wege zu finden sind.

Unterwegssein mit Gebeten und Impulsen, das habe ihn immer fasziniert, meint der begeisterte Wallfahrer. Vorbild für das Projekt war für den 68-Jährigen der Hümmlinger Pilgerweg im nördlichen Emsland. Ortwerth selbst stammt aus Borgloh. Auch er kannte die anderen Gemeindestandorte vorher nicht so gut, gibt er zu. Zum Beispiel habe ihn überrascht, „dass man von Hilter

aus einen so weiten Blick hat. Das war mir neu. Sonst ist man da nicht.“ Der Wasserturm zwischen Wellendorf und Borgloh ist eine seiner Lieblingsstationen. Er biete eine weite Aussicht und sei wunderbar geeignet für Impulse.

Impulse liegen in den geöffneten Kirchen aus

Diese Impulse gehören fest zu den geführten Pilgertouren, die die Pfarreiengemeinschaft immer wieder anbietet. Aber auch, wer auf eigene Faust unterwegs ist, kann an den einzelnen Kirchen Denkanstöße zu den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde sowie Informationen zum Gemeindestandort mitnehmen und neuerdings auch einen Stempel in seinen Pilgerpass drucken.

„Die Stille der Natur und die beeindruckende Landschaft bieten den perfekten Rahmen, um deine Gedanken zu ordnen und neue Perspektiven zu gewinnen“, so ist es im Pilgerausweis zu lesen. Und weiter: „Schnür deine Wanderschuhe und begib dich auf unseren Pilgerweg.“ Der Teutoburger Wald ist ein idealer Ort dazu.

// ASTRID FLEUTE



Grund zum Feiern: Buntes Treiben zum Welterbetag

Seit 40 Jahren gehören der Hildesheimer Mariendom und die St. Michaelis Kirche mit ihren Schätzen zum UNESCO-Welterbe – in ökumenischer Verbundenheit. Grund genug, auch den Welterbetag 2025 in Hildesheim zu eröffnen.

Das letzte Maiwochenende wurde rund um Mariendom, Dommuseum, Dombibliothek und St. Michaelis gefeiert. In seiner Begrüßung betonte Domdechant Weihbischof Heinz-Günter Bongartz die Dankbarkeit für dieses Erbe, das von den Vorfahren übernommen werden konnte. „Wir dürfen stolz für ein Welterbe sein, dass wir nun mitgestalten“, betonte Bongartz. Und mit Blick auf die Kostbarkeiten ergänzte Felix Prinz, Direktor des Dommuseums: „Es gibt kaum einen anderen Ort mit solchen Kunstschatzen aus dem Mittelalter.“ Wer wollte, konnte sich diese Schätze bei Führungen einmal genauer anschauen oder sich bei Mitmachaktionen damit kreativ auseinandersetzen.

Musik, Theater, Stationen-Gottesdienst und Festakt

Abwechslungsreiche kulturelle Darbietungen auf dem Domhof boten für jeden Geschmack etwas. Vom Wandelkonzert der Dommusik bis zu poppigen Tönen auf der Bühne, Jongleure, Kleinkünstler oder die Tänzerinnen und Tänzer von Ars Saltandi sorgten für ein buntes Programm und gute Unterhaltung. Ein Hingucker war sicherlich die Premiere des Stücks „12 Scherben für ein Halleluja“, die die Laienschauspieler des Forums Heersum im Schatten des Doms aufführten.

Unter dem Motto „Vermitteln, verbinden, begeistern“ wurde in Hildesheim am Sonntag der bundesweite UNESCO-Welterbetag eröffnet. Er begann mit einem ökumenischen Stationen-Gottesdienst im Dom und endete nach einer Prozession in St. Michaelis. An den Gottesdienst schloss sich dann der offizielle Festakt an. (kiz)



Fotos: Clemens Hedrich

Mit einem bunten Programm feiert Hildesheim 40 Jahre Welterbestätte Mariendom und St. Michaelis.

Domdechant Weihbischof Heinz-Günter Bongartz (l.) und Dommuseumsdirektor Felix Prinz weisen auf die kostbaren materiellen aber auch ideellen Schätze der Welterbestätten hin.

Gedichte über Papstmedaillons

Der diesjährige **Edith-Stein-Preis** des Göttinger Edith-Stein-Kreises geht an die Schriftstellerin **Nora Bossong**.



Die Schriftstellerin Nora Bossong erhält den Edith-Stein-Preis 2025.

Foto: Annel-Marie/https://commons.wikimedia.org

Nora Bossong wurde 1982 in Bremen geboren. Sie studierte Literatur am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig sowie Kulturwissenschaft, Philosophie und Komparatistik an der Humboldt-Universität zu Berlin, der Universität Potsdam und der Universität La Sapienza in Rom. Diakon Heinrich Detering, stellvertretender Vorsitzender des Edith-Stein-Kreises, berichtete bei der Mitgliederversammlung des Kreises, dass er mit den Werken von Nora Bossong erstmals 2011 Kontakt gehabt habe, als er ihr Werk „Sommer vor den Mauern“ gelesen habe. „Das Werk bezieht sich auf die Kirche Sankt Paul vor den Mauern in Rom, wo Medaillons der Päpste, beginnend mit Petrus, zu sehen sind“, erklärte Detering. Einige Medaillons hat Bossong ausgewählt und dazu Gedichte verfasst.

„Der Kontakt zu Nora Bossong ist über Manfred Hösl in Berlin zustande gekommen“, berichtete Detering. Der Jesuit war bis 2017

Pfarrer in St. Michael in Göttingen. „Nora Bossong ist in Hösls Berliner Gemeinde sehr engagiert. Zudem ist sie Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Es ist ungewöhnlich, dass sich eine Schriftstellerin offen zur Kirche bekennt“, sagte Detering. Bossong schreibe in ihren Werken über Situationen in der Welt, in denen man Christus begegnen könne.

„Nora Bossong hat sich sehr über die Auszeichnung gefreut“, teilte Detering mit. Die Verleihung des Edith-Stein-Preises 2025 wird am Sonntag, 26. Oktober, um 18 Uhr im Alten Rathaus in Göttingen stattfinden. „Die Preisverleihung erfolgt diesmal im Rahmen des Literaturherbstes“, verkündete Heiner Willen, Vorsitzender des Edith-Stein-Kreises, und berichtete, dass er Bossong in Berlin besucht habe und sie als beeindruckende Frau kennengelernt habe.

// VERA WOELK

MALERMEISTER griess GMBH

- Maler- und Tapezierarbeiten
- Fassadenanstriche
- Wärmedämmung
- Treppenhausrenovierung
- Bodenbelagsarbeiten
- Farbgestaltung

Voßstraße 4 · 30161 Hannover
Telefon 05 11 / 31 95 78
Telefax 05 11 / 33 20 87
Internet: www.malermeister-griess.de

JUNKERS THERMOTECHNIK

- Sanitäre Installation
- Klempnerei
- Heizungswartungsdienst
- Reparatur-Schnelldienst

Michael Richter
Gas- und Wasserinstallateur
Fontainestraße 5 · 30519 Hannover
☎ (05 11) 86 20 40

SCHÖNER WOHNEN **P**

mit neuen Gardinen und Teppichboden

Gardinen
Sonnenschutz
Bodenbelag
Polsterarbeiten

KRETH KLEINEIDAM
Der Raumausstatter

Hildesheim-Ochtersum · Kurt-Schumacher-Str. 27A · Tel. (051 21) 26 32 06

Ausführung sämtlicher Maler- u. Tapezierarbeiten sowie Wärmedämmung und Betonsanierung.

SCHOLZ

Ihr Malereibetrieb in Wolfsburg
Reinhold Scholz & Sohn
Malermeister GmbH & Co. KG
Poststraße 32, 38440 Wolfsburg

☎ (05361) 12171

KÜSTER
VORSORGEGERATUNG

TEL: 05121 / 38 007 · HILDESHEIM
ALTER MARKT 37 + SEDANSTR. 28
www.kuester-bestattungen.de



Foto: KNA

Anne Frank war wohl die bekannteste Gefangene im KZ Bergen-Belsen.

Was Anne Frank nicht mehr erzählen konnte

BERGEN Anne Frank ist wohl das bekannteste Opfer des nationalsozialistischen Terrors im Konzentrationslager Bergen-Belsen. Doch während sie die Zeit im Versteck genau schildert und so vielen Unbekannten eine Stimme gegeben hat, konnte sie ihre Tagebuchaufzeichnungen weder in Auschwitz noch in Bergen-Belsen fortsetzen. So sind es die Zeugenberichte von jungen Frauen, die wie sie in Bergen-Belsen inhaftiert waren und überlebt haben, aus denen Näheres über das weitere Schicksal von Anne Frank und ihrer Schwester Margot zu erfahren ist. Darum geht es bei der Führung „Was Anne Frank nicht mehr erzählen konnte“, zu dem die Gedenkstätte am 15. Juni einlädt. Elke von Meding von der Arbeitsgemeinschaft Bergen-Belsen bietet den kuratierten Rundgang zum Anne-Frank-Tag an. Treffen ist um 14.30 Uhr am Informationsstresen im Dokumentationszentrum der Gedenkstätte. Der eineinhalbstündige Rundgang wird durch die Dauerausstellung und über das Außengelände geführt und geht anhand der Erinnerungsberichte und Interviews den Spuren von Anne Frank nach. Der Eintritt ist frei. Anne Frank war eine von mehr als 3000 Kindern und Jugendlichen, die sich im KZ Bergen-Belsen in der Zeit von 1943 bis 1945 unter den rund 120.000 inhaftierten Menschen aus fast allen europäischen Ländern befanden. Der jüngste Häftling, der im April 1945 von britischen Truppen befreit wurde, war nur einen Tag alt.

SamstagMittagMusik im Hildesheimer Dom

HILDESHEIM Auch in diesem Jahr wird die sommerliche Konzertreihe SamstagMittagMusik (SMS) im Hildesheimer Dom fortgesetzt. Namhafte Organisten aus dem In- und Ausland werden von Juni bis September samstags um 12.15 Uhr jeweils ein dreißigminütiges Konzert auf der Domorgel spielen. Zweimal werden sie dabei von Bläsern unterstützt.

Gestartet wird die Konzertreihe am 7. Juni mit Domkantor Michael Čulo. Es folgen: 14.6. Bläserkreis St. Michael mit Michael Čulo an der Orgel, Leitung: Björn Ackermann, Hildesheim; 21.6. Sebastian Freitag, Dresden; 28.6. Benjamin Dippel, Hildesheim; 5.7. Thomas Viezens, Hildesheim; 12.7. Johannes Geßner, Leer; 19.7. Felix Bräuer, Münster; 26.7. Jens Kornhöfer, Baylor University in Waco/Texas (USA); 2.8. Matthias Wengler, Königslutter; 9.8. Andreas Schmidt, Hannover; 16.8. Umberto Kostanić, München; 23.8. Konrad Linkmann, Bad Kötzing; 30.8. Ivo Mrvelj, Leipzig; 6.9. Klaus Geitner, München; 13.9. neXtblech mit Michael Čulo an der Orgel, Leitung: Moritz Schilling, Hildesheim; 20.9. Stefan Mahr, Hildesheim. Mit der SMS am Samstag, 27. September, beschließt der Hildesheimer Dommusikdirektor Thomas Viezens die Konzertreihe. (ed)



Foto: Edmund Deppe

Jeden Samstag gibt es im Hildesheimer Dom ein kurzes Orgelkonzert, das zum Verweilen einlädt.

— ANZEIGEN —

Wäscherei • Plätterei
Aschemann
 Borsum, Dunkle Straße 16
 Sie wählen richtig (05127) 1207

NACHRUUF

Von Tarnow nach Hildesheim

NORTHEIM Im Alter von 63 Jahren verstarb am 30. Mai **Pastor i.R.**

Stanislaw Poreba.

Geboren wurde der Seelsorger am 1. November 1961 in Muszyna in Polen. 1987 empfing er in Tarnow die Priesterweihe. Nachdem er ein paar Jahre in seiner polnischen Heimat als Priester wirkte, kam er ins Bistum Hildesheim. Stationen ab 2002 im Bistum waren unter anderem Bad Lauterberg, St. Andreasberg, Nörthen-Hardenberg und Northeim, wo er auch zuletzt gewohnt hat. 2015 wurde Stanislaw Poreba zusammen mit zwei polnischen Mitbrüdern im Bistum inkardiniert, das heißt, in die Gemeinschaft der Priester der Diözese Hildesheim aufgenommen. (ed)



MALER-FACHBETRIEB

31137 Hildesheim
 Bischofskamp 38
 Tel. 510091
 Fax 510092



Foto: picture alliance / ABBfoto

Insgesamt waren 220 Kräfte der Feuerwehr sowie von Hilfsorganisationen und Technischem Hilfswerk im Einsatz.

Drei Tote bei Brand im Marienkrankenhaus

HAMBURG Bei einem Brand im Hamburger Marienkrankenhaus sind in der Nacht zum 1. Juni drei Männer im Alter von 84, 85 und 87 Jahren ums Leben gekommen. 34 Personen wurden teils lebensbedrohlich verletzt. Das Feuer war in der geriatrischen Abteilung ausgebrochen, die auf die Versorgung älterer Patienten spezialisiert ist. Das Landeskriminalamt ermittelt zur Brandursache. Es wurde ein 72 Jahre alter Patient wegen des Verdachts der Brandstiftung festgenommen. (atz/kna)

Malteserstift St. Elisabeth schließt

HAMBURG Die Malteser Wohnen und Pflegen gGmbH stellt zum 31. Juli den Betrieb des Malteserstifts St. Elisabeth im Stadtteil Farmsen ein. Der Mietvertrag mit der Caritas, der die Immobilie gehört, sei gekündigt worden. „Die umfangreichen erforderlichen Renovierungsmaßnahmen lassen sich im laufenden Betrieb leider nicht umsetzen“, teilten die Malteser mit. Für ein Viertel der 88 pflegebedürftigen Bewohner sei bereits eine neue Unterkunft gefunden worden. „Wir sind aufgrund der bisher geführten Gespräche sehr zuversichtlich, dass wir jedem Bewohner und jeder Bewohnerin eine passende Alternative anbieten können“, erklärte Olga Jabs, Kommunikationsleiterin von Malteser Wohnen und Pflegen. In Apartments mit Betreutem Wohnen leben derzeit zudem 98 Personen auf dem Gelände. Der Caritasverband wird von 2026 an das Betreute Wohnen dort weiter betreiben. „Wir planen, den Bereich der stationären Pflege in weitere Wohnungen für Betreutes Wohnen inklusive Sozialstation umzubauen“, sagt Susanne Rommel, Leiterin des Geschäftsfelds Finanzen, Personal und Organisation der Caritas im Norden. Die Realisierung bedürfe noch der Genehmigung durch das Erzbistum. (atz)



Foto: Wilhelmsburger Krankenhaus Groß-Sand

Das Krankenhaus Groß-Sand in Hamburg-Wilhelmsburg soll perspektivisch als Stadtteilklinik betrieben werden.

Stadt soll Klinik Groß-Sand kaufen

HAMBURG Das Erzbistum Hamburg will mittelfristig die Liegenschaften des Krankenhauses Groß-Sand im Stadtteil Wilhelmsburg an die Stadt Hamburg verkaufen. Diese sehe dort perspektivisch den Aufbau einer modernen Stadtteilklinik vor, heißt es in einer Mitteilung des Erzbistums. In einem ersten Schritt wird das Krankenhaus zu einer spezialisierten Einrichtung mit den Schwerpunkten Geriatrie und Neurologische Frührehabilitation umstrukturiert. Diese Leistungen sollen aber perspektivisch an das katholische Marienkrankenhaus in Hamburg überführt werden.

Laut Alexander Becker, Verwaltungsdirektor des Erzbistums, erfordern die „dauerhaft hohen Defizite eine grundlegende Neuausrichtung“ und die Schließung einzelner Bereiche. Mitte Juli sollen zunächst die Chirurgie und die Notfallambulanz aufgegeben werden. Das Erzbistum Hamburg unterstütze seit einiger Zeit die Stadt bei den Planungen für Um- und Neubauten am Standort, heißt es in der Mitteilung weiter. Ziel sei es, künftig verschiedene ambulante, teilstationäre und präventivmedizinische Angebote zu bündeln – und so eine wohnortnahe, integrierte Versorgung für Wilhelmsburg und angrenzende Stadtteile sicherzustellen. „Dieses moderne Versorgungskonzept wurde am Standort Groß-Sand bereits mit Erfolg erprobt.“ Seit mehreren Jahren versucht das Erzbistum, das Krankenhaus zu verkaufen. Es verursacht unter anderem wegen hoher Pensionslasten Millionendefizite. (atz)

– ANZEIGE –



Bernh. Han & Sohn e.K.
Beerdigungsinstitut St. Anschar von 1880

Eilbek | 040 25 41 51 61
Alstertal | 040 600 18 20

www.han-bestatter.de
info@han-bestatter.de

**Nicht vom Himmel gefallen –
aber eng damit verbunden.**
Ihr katholischer Meisterbetrieb.
Seit 1880 sind wir für die Menschen da.





Sesam-Startschuss in Hamburg: v.li. Projektleiter Andree Burke, Erzbischof Stefan Heße, Moderatorin Jutta Tacke, Generalvikar Sascha Philipp Geißler. Bild unten: Professor Jan Loffeld, Referent des Tages

Foto: Marco Heinen

Grünes Licht für Sesam

Nicht nur Verbesserung, sondern eine neue Organisationsform mit fünf zentralen Stellen für das gesamte Bistum. Die Pastoral im Erzbistum Hamburg steht vor einem Umbruch.

„Für mich ist die Ampel heute auf grün gestellt.“ Erzbischof Stefan Heße hat in einem Bistumstag am 24. Mai grünes Licht für einen Richtungswechsel gegeben. Unter dem Leitwort „Sesam“ (Sendung und Sammlung) wird jetzt ein System aufgebaut, das bei schwindendem Personal und Mitteln die Seelsorge im Erzbistum Hamburg sichern soll. Fünf zentrale „Basisstationen“, besetzt mit multiprofessionellen Teams, werden

zunächst jene Pfarreien unterstützen, die selbst nicht mehr in allen Gemeinden die pastoralen Grunddienste leisten können. Ab 2040 sollen sämtliche pastoralen Fachkräfte in einer Basisstationen arbeiten – oder in Spezialfeldern wie Klinik- oder Gefängnisseelsorge.

Die Basisstation soll Ehrenamtliche schulen und begleiten. Sie soll ferner ein zentrales Programm bieten: Gottesdienste, Glaubensgruppen, Bildungsabende, Vernetzung in „Pastoralwerkstätten“. Daneben sollen „Servicebüros“ entstehen: zentrale Stellen, die Verwaltungsarbeit leisten oder Anfragen beantworten. Die Basisstation „ist der Ort der bleibt, wenn andere Strukturen nicht mehr funktionieren“, heißt in einem jetzt veröffentlichten „Fahrplan für die Pastoral im Erzbistum Hamburg“.

„Transformation“ statt „Optimierung“

Strukturen, die nicht mehr funktionieren – das gibt es nicht nur im Norden. Der Pastoraltheologe Jan Loffeld, Professor im



niederländischen Utrecht, hat sich eingehend mit der Kirche der Zukunft beschäftigt. Bisher, sagt er, habe die Kirche durch „Optimierung“ auf den Rückgang reagiert – also versucht, das laufende System zu verbessern. Das funktioniere aber nicht mehr. Statt „Optimierung“ sei eine „Transformation“ nötig.

Dazu gehöre ein Blickwechsel von innen nach außen. Jahrzehntlang wurde „die Gemeinde“ als idealer Ort des Christseins betont, also die „Sammlung“ der Jüngerschaft Jesu. Ihr Blick nach außen, die „Sendung“ werde in der säkularen Gesellschaft immer wichtiger werden. „Unsere Zeit ist spannend“, sagte Loffeld, „und ich möchte in keiner anderen Zeit der Kirchengeschichte leben.“ In ganz Deutschland und den Nachbarländern beobachtet der Theologe Überlegungen, wie eine Transformation der Kirche aussehen könnte. Allerdings gebe es kaum praktische Vorbilder. Denn nirgendwo seien die Lösungsansätze so konkret wie in Hamburg: „Sie sind die Speerspitze“.

// ANDREAS HÜSER



Foto: Marco Heinen



Foto: Marco Heinen

„Ich habe keine Angst“

Sesam-Bistumstag in Hamburg – die Kirche im Norden setzt auf die Konzentration und auf das Ehrenamt. Generalvikar Geißler ist optimistisch.

Der Notruf kam vor einem Jahr, in einer Konferenz leitender Geistlicher. Es geht nicht mehr! „Das war eine deutliche Rückmeldung mit Ausrufezeichen“, erinnert sich Sascha-Philipp Geißler, der Generalvikar des Erzbistums Hamburg. Einst selbstverständliche Dienste – etwa die Erstkommunionvorbereitung – können viele Gemeinden nicht mehr schaffen. „Das hat bei uns eingeschlagen“, sagte Pater Geißler. Er sprach vor 250 Teilnehmern eines Bistumsforums in Hamburg-Farmen. Vor ihm hatte Erzbischof Stefan Heße die Versammlung mit ähnlichen Worten begrüßt. „Die Veränderungen laufen so schnell, dass wir uns als Kirche nicht wegdrücken können“, sagte er.



Seit dem erwähnten Hilferuf ist einiges passiert. Das Projekt „Sendung und Sammlung“ (Sesam) sieht ein neues Modell für die Pastoral im Bistum vor. Dieses wird seit einem Jahr im Bistum beraten, diskutiert und konkretisiert. Waren zuerst sechs bis acht „Basisstationen“ im Gespräch, so sind es jetzt fünf: In Hamburg, Schwerin, Rostock, Lübeck und Kiel sollen die pastoralen Fachkräfte zusammengezogen werden. „Selbst wenn wir nichts mehr halten können. Die Basisstationen wären das Letzte, das wir aufgeben“, sagte Erzbischof Heße, und im nächsten Satz: „In der Gemeinde läuft das, was die Gläubigen dort zuwege bringen. Pastoral wird ehrenamtlich sein. Oder sie wird nicht sein.“

Vor 20, 30 Jahren hätte eine solche Ansage noch für Tumulte gesorgt. Aber für viele Teilnehmer des Forums war die Aussicht nicht neu. Als Mitglieder von Gemeindeteams steuern sie heute schon die Gemeinde vor Ort. Sie organisieren Jugendarbeit, Glaubenskreise, Katechese – und einige Ehrenamtliche haben am nächsten Tag den Sonntagsgottesdienst geleitet.

Zustimmung, aber auch offene Fragen

Das wird bald nicht mehr die Ausnahme sein. Pfarrer Tobias Sellenschlo, der Personalleiter für Pastoraldienste im Bistum, hat sich das Jahr 2032 im Kalender vorgemerkt. Dann wird sich die Zahl der Priester, Dia-

Bild oben: Diskussion vor einer Bistumskarte. Allein die Fläche ist ein Problem. Bild unten links: Zu wenig Bälle für das große Glas: Katharina Gödecke zeigt die finanzielle Lage der Pfarreien.



Foto: Marco Heinen



Foto: Marco Heinen

kone und Gemeinde- und Pastoralreferenten halbiert haben. Heute gibt es 238 Hauptamtliche, in sieben Jahren knapp 120, danach geht es weiter abwärts. Sellen-schlo war Ansprechpartner im Raum „Personal“. Das war einer von 15 Themenräumen, in denen Aspekte des Sesam-Projekts vorgestellt wurden. Jeder Teilnehmer konnte auf Notizzetteln Kommentare abgeben.

Offene Fragen gab es etwa zum Verhältnis der fünf Basisstationen zu den 28 Pfarreien. Denn diese sollen bestehen bleiben. Mit welchen Aufgaben? Welche Rolle spielt künftig der Pfarrer? Wer entscheidet über den Personaleinsatz? Und was ist, wenn die Ehrenamtlichen an ihre Grenze kommen und Nein sagen? Und: „Gibt es Dinge, auf die ein Kirchenmitglied ein Recht hat?“ So fragte der Lübecker Propst Christoph Giering in einer großen Runde, die sich rund um eine Bistums-karte gebildet hatte. Fünf Punkte auf riesiger Fläche. Das hat viele Betrachter erschreckt. Ist es richtig, dass

die Basisstationen Kiel, Lübeck und Rostock am Rand ihrer Einzugsgebiete liegen? Erreicht man sie mit Bus und Bahn? Diese Bedenken teilten viele Beteiligte. Sorgen bereitet auch die Frage nach dem persönlichen Kontakt. „Wo trifft man noch jemanden an?“, „An wen wenden sich Hilfesuchende?“ Und auf einem Zettel war zu lesen: „Menschen, keine künstliche Intelligenz!“

Gemessen an den Veränderungen war die Resonanz auf die Sesam-Präsentation aber positiv. Dass es „so nicht weitergeht“, war Konsens unter den 250 Anwesen-den. Dass es auch anders geht, davon ist Generalvi-kar Geißler überzeugt. „Ich habe keine Angst“, sagte er in einem Schlusswort. „Die Kirche ist ja nicht meine Kir-che, sondern die Kirche Christi. Er wird uns zuwachsen lassen, was wir brauchen. Bewahren wir uns ein Herz, das jederzeit mit Gottes Möglichkeiten rechnet!“

//ANDREAS HÜSER

STIMMEN ZUM SESAM-AUFTAKT



Offen für Gottes Wirken

„Ich hoffe, dass wir in diesen gespannten Zeiten offen genug für Gottes Stimme sind. Christus ist unsere Zukunft, wir sind nur Instrumente. Sehen wir, dass wir jetzt tun, was wir tun müssen.“



LINA JAHN
LITAUISCHE KATH. MISSION

Ehrenamt mehr schätzen

„Ich hoffe, dass es in Zukunft noch Kirchen vor Ort gibt – und dass man die Menschen mitnimmt. Ehrenamt ist wichtig und kostbar, wird aber oft als zweitklassig angesehen und zu wenig unterstützt.“



GISELA MARIA LEENEN
GEMEINDETEAM HH-NIENDORF

Nicht alles von oben regeln

„Dass wir uns verkleinern müssen, wissen wir. Wir müssen Wege finden, gut miteinander zu kommunizieren. Nicht alles von oben regeln! Aber wenn die Basis mitzieht, haben wir eine Chance.“



URSULA DEBRECZENI
GEMEINDETEAM HH-RAHLSTEDT

Wir werden es schaffen

„Der Plan ist richtig, die Zeit erfordert das. Ich hoffe, dass nicht zu viel geregelt, sondern den Gegebenheiten angepasst wird. Unsere Gemeinde ist stark, der Nachwuchs ist da. Wir werden es schaffen.“



PETER LORENZ
GEMEINDETEAM SCHWARZENBEK

Er verkündet einfach überall

Ob ganz **klassisch** als Gemeindereferent in der Pfarrei oder ganz **modern** in den sozialen Medien: Für den **Laiendominikaner Felix Hoffmann** ist vor allem wichtig, seinen Mitmenschen von Gott zu erzählen.

Von Vinzent Antal

„Wovon das Herz überfließt, davon spricht der Mund.“ Dieser Vers aus dem Lukasevangelium passt zu Felix Hoffmann. Der Gemeindereferent aus dem sächsischen Delitzsch kam erst spät zur Kirche und zum Glauben. Doch dann stellte er fest: „Katholischsein ist nichts, was bei mir stehen bleiben darf. Es ist zu wichtig, zu existenziell, als dass ich nur für mich allein katholisch sein könnte. Der Glauben muss weitergegeben werden.“

Also wählte Hoffmann einen Beruf, in dem er dieses Anliegen ausleben kann, und begann, in Freiburg im Breisgau Religionspädagogik zu studieren. Durch eine Kommilitonin erfuhr er von dem sogenannten Alphakurs an der Hochschule von Offenburg, etwa 60 Kilometer nördlich von Freiburg. Dort wurden noch Leute gebraucht, die diesen Glaubenskurs mitgestalten würden. Das passte perfekt zu seinem Charisma der Verkündigung, sagt Hoffmann. Und mehr noch: Seine Mithilfe sollte sich für ihn als richtungsweisend herausstellen.

Träger des Alphakurses waren nämlich die Dominikaner. Diese Gemeinschaft legt den Fokus auf die Verkündigung und wird auch Predigerorden genannt. So fand der junge Katholik aus dem Bistum Magdeburg eine geistliche Heimat. Auch heute noch sagt Felix Hoffmann überzeugt: „Das Dominikanische ist einfach das, was in mich hineingelegt ist.“ Also beschäftigte er sich mit dem Orden, kam aber zu dem Schluss, dass das Leben im Kloster nicht sein Weg ist. Doch dann entdeckte er, dass es auch Laiendominikaner gibt, und damit hatte er eine Richtung.

Hoffmann half mit, die Dominikanische Laiengemeinschaft rund um Freiburg aufzubauen, und enga-

gierte sich dort noch immer, als er schon als Gemeindeassistent im sachsen-anhaltischen Zeitz arbeitete. Das war kein Problem, da er, wie alle Dominikaner, seine Ordensversprechen auf den Ordensmeister ablegte und daher nicht ortsgebunden ist. Von 2017 bis 2022 gehörte er sogar dem Europäischen Rat der Dominikanischen Laiengemeinschaften an. Eine buchstäblich bewegte Zeit, wie er im Rückblick einräumt: „Es kam schon vor, dass ich mich am Samstagmorgen in Zeitz verabschiedet habe, um wegen Ordensangelegenheiten nach Wien zu fahren. Am Montag war ich dann wieder zurück.“

Ganz so viel ist er heute wegen seines Ordens nicht mehr auf Achse. Aber aufgrund wachsender Seelsorgeregionen ist er dennoch viel unterwegs. Dabei ist Hoffmann überzeugt: „Angesichts sich verändernder Strukturen müssen wir die Gläubigen dahin führen, mehr Eigenverantwortung für ihr Glaubensleben zu übernehmen.“ Man müsse vor Ort wegkommen von einer Versorgungsmentalität, da der Glauben eine persönliche Verantwortung sei: „Den können weder der Pfarrer noch ich für andere übernehmen. Es geht hier um die persönliche Gottesbeziehung und die muss jeder für sich pflegen.“

Doch bei aller Verantwortung der einzelnen Gläubigen sieht Hoffmann angesichts der immer angespannteren Personalsituation und größer werdenden Gemeinden ein Problem: den Verlust der persönlichen Beziehung zu den Mitmenschen. „Wenn sie dich kennen, können sie dir vertrauen. Wenn du aber nur noch als Dienstleister hin und wieder vorbeikommst, gehen elementare Punkte verloren“, sagt er. Jemandem, der nur

*»Das Dominikanische
ist einfach das, was in
mich hineingelegt ist.«*





Die Instagram-Kanäle von Felix Hoffmann findet man unter:
www.instagram.com/praedicus

gelegentlich komme, um einen Vortrag zu halten, vertraue sich niemand einfach so an.

Seit einiger Zeit hat Felix Hoffmann einen weiteren Weg gefunden, sein Verkündigungsanliegen auszuleben: die sozialen Medien. Auf Instagram hat er gleich zwei Kanäle, um christliche Akzente zu setzen. Dabei nutzt er auch Künstliche Intelligenz, um neue Bilder zu kreieren. „Manche klassischen Bilder oder Herangehensweisen sind einfach auserzählt, damit löst man bei den Menschen nichts mehr aus“, sagt der Gemeindereferent. Also müsse er „auch die modernen Medien nutzen, um die Leute neu anzusprechen“.

Die Sozialen Medien helfen Hoffmann, auch bekannte Themen wieder ins Bewusstsein zu bringen. Mit kleinen Impulsen müsse man nicht alles groß erklären, aber so könne man für die eigenen Anliegen eine Wahrnehmung schaffen und vielleicht etwas in den Betrachtern anstoßen, sagt er. „Instagram beispielsweise ist eine gute Möglichkeit, den Glauben und Glaubensinhalte täglich bei der jungen Generation auf den Schirm zu holen.“ Man dürfe sich aber nicht der Illusion hingeben,

dass sich die Leser dann stundenlang über die geposteten Inhalte Gedanken machen. Deswegen sei ihm wichtig, seine Anliegen kurz und knackig zu formulieren und damit vielleicht ein Samenkorn auszusäen, das in den Leuten wachsen und etwas bewirken könne.

Generell sieht Felix Hoffmann im Social-Media-Bereich noch Nachholbedarf seitens der Kirche. Wichtig ist, so betont er, dass die Auftritte der kirchlichen Akteure nicht zu institutionell oder glattgebügelt sind. „Die Nutzer merken, ob etwas authentisch ist, und nehmen es dann eher an, auch wenn es vielleicht nicht zu hundert Prozent perfekt produziert ist.“ Was glaubwürdig präsentiert wird, mache mehr Eindruck. Dann

könne es auch gelingen, etwas auszulösen und miteinander in Kontakt zu kommen.

Außerdem, sagt Hoffmann, eignen sich die Sozialen Medien gut, um Verbindung zu halten. Wer präsent bei den Menschen ist – und sei es nur auf den Handybildschirmen – wird als verlässlicher Partner wahrgenommen und hat dann auch mehr Chancen, die Botschaft von Gott zu verkünden. ●

»Instagram ist eine gute Möglichkeit, den Glauben täglich bei der jungen Generation auf den Schirm zu holen.«



Pfingsten

PSALM NACH DER ERSTEN LESUNG
104,1–2.24–25.29–30.31 u. 34

**SENDE AUS DEINEN GEIST UND
DAS ANGESICHT DER ERDE WIRD NEU**

Der Beistand, der Heilige Geist, wird euch alles lehren

EVANGELIUM

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern:

Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten. Und ich werde den Vater bitten und er wird euch einen anderen Beistand geben, der für immer bei euch bleiben soll.

Wenn jemand mich liebt, wird er mein Wort halten; mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und bei ihm Wohnung nehmen. Wer mich nicht liebt, hält meine Worte nicht. Und das Wort, das ihr hört, stammt nicht von mir, sondern vom Vater, der mich gesandt hat.

Das habe ich zu euch gesagt, während ich noch bei euch bin. Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.

// JOHANNES-EVANGELIUM 14,15–16.23b–26

ERSTE LESUNG

Als der Tag des Pfingstfestes gekommen war, waren alle zusammen am selben Ort. Da kam plötzlich vom Himmel her ein Brausen, wie wenn ein heftiger Sturm daherkommt, und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen.

Und es erschienen ihnen Zungen wie von Feuer, die sich verteilten; auf jeden von ihnen ließ sich eine nieder. Und alle wurden vom Heiligen Geist erfüllt und begannen, in anderen Sprachen zu reden, wie es der Geist ihnen eingab.

In Jerusalem aber wohnten Juden, fromme Männer aus allen Völkern unter dem Himmel. Als sich das Getöse erhob, strömte die Menge zusammen und war ganz bestürzt; denn jeder hörte sie in seiner Sprache reden.

Sie waren fassungslos vor Staunen und sagten: Seht! Sind das nicht alles Galiläer, die hier reden? Wieso kann sie jeder von uns in seiner Muttersprache hören: Parther, Meder und Elamiter, Bewohner von Mesopotamien, Judäa und Kappadokien, von Pontus und der Provinz Asien, von Phrygien und Pamphylien, von Ägypten und dem Gebiet Libyens nach Kyrene hin, auch die Römer, die sich hier aufhalten, Juden und Proselyten, Kreter und Araber – wir hören sie in unseren Sprachen Gottes große Taten verkünden.

// APOSTELGESCHICHTE 2,1–11

ZWEITE LESUNG

Schwestern und Brüder!

Wer vom Fleisch bestimmt ist, kann Gott nicht gefallen. Ihr aber seid nicht vom Fleisch, sondern vom Geist bestimmt, da ja der Geist Gottes in euch wohnt. Wer aber den Geist Christi nicht hat, der gehört nicht zu ihm.

Wenn aber Christus in euch ist, dann ist zwar der Leib tot aufgrund der Sünde, der Geist aber ist Leben aufgrund der Gerechtigkeit. Wenn aber der Geist dessen in euch wohnt, der Jesus von den Toten auferweckt hat, dann wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen, durch seinen Geist, der in euch wohnt.

Wir sind also nicht dem Fleisch verpflichtet, Brüder und Schwestern, so dass wir nach dem Fleisch leben müssten. Denn wenn ihr nach dem Fleisch lebt, müsst ihr sterben; wenn ihr aber durch den Geist die sündigen Taten des Leibes tötet, werdet ihr leben. Denn die sich vom Geist Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes.

Denn ihr habt nicht einen Geist der Knechtschaft empfangen, so dass ihr immer noch Furcht haben müsstet, sondern ihr habt den Geist der Kindschaft empfangen, in dem wir rufen: Abba, Vater! Der Geist selber bezeugt unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Sind wir aber Kinder, dann auch Erben; Erben Gottes und Miterben Christi, wenn wir mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden.

// RÖMERBRIEF 8,8–17

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Pfingstmontag: 9. Juni: Apg 19,1b–6a; Röm 8,14–17; Joh 3,16–21 | **Di. 10. Juni:** 2 Kor 1,18–22; Mt 5,13–16 |

Mi. 11. Juni: Apg 11,21b–26; 13,1–3; Mt 10,7–13 | **Do. 12. Juni:** 2 Kor 3,15 – 4,1.3–6; Mt 5,20–26 |

Fr. 13. Juni: 2 Kor 4,7–15; Mt 5,27–32 | **Sa. 14. Juni:** 2 Kor 5,14–21; Mt 5,33–37



In der Kirche von Taizé singen Brüder und Gäste in vielen Sprachen. Und das sogar gleichzeitig

Wo Vielfalt Einheit wird

Das **Pfingstwunder**: Die Apostel predigen und alle können sie verstehen. Das erinnert an den Pilgerort **Taizé** in Frankreich. Dort kommen Menschen aus verschiedenen Ländern zusammen und feiern ihren Glauben – **unabhängig von Muttersprache, Kultur oder Frömmigkeit**. Drei junge Leute berichten, wie das gelingt.

Von Jasmin Lobert

„EIN ZUHAUSE, IN DEM JEDER WILLKOMMEN IST“

Bei seinem letzten Besuch in Taizé war **Thomas Broekhoffs** Bibelgruppe international gemischt – Deutsche, Portugiesen, Norweger und Ägypter. „Es ist so schön, dass wir hier so viele Leute aus der ganzen Welt kennenlernen können“, sagt er. Im Gespräch über

die Bibeltexte erfahre man viel über das Leben und die Kulturen anderer Länder. Verständigt wird sich auf Englisch, notfalls helfen andere mit Übersetzungen.

„Als ich jünger war, waren die Sprachen eine kleine Herausforderung für mich“, sagt der 31-jährige Katholik aus Utrecht in den Niederlanden. Seit er denken kann, nahmen ihn seine Eltern fast jedes Jahr mit nach Taizé. „Ich weiß noch, dass ich es die ersten Jahre hier ganz schrecklich fand, als kleines Kind war es für mich so langweilig“, erinnert er sich. „Ich bin dann immer zu den beiden kleinen Spielplätzen in der Nähe gegangen.“

Mit 15 entschied er sich, eine Woche allein nach Taizé zu fahren – seitdem kehrt

er jedes Jahr zurück. Vor drei Jahren lernte er dort seine heutige Freundin kennen – eine Deutsche. „Für mich ist Taizé ein zweites Zuhause“, sagt Broekhoff. „Ein Zuhause, in dem jeder willkommen ist.“

Verschiedene Konfessionen oder Frömmigkeitsstile stören die Gemeinschaft nicht. „Hier gibt es keinen Wettkampf. Keiner versucht die anderen zu überreden, dass nur er den richtigen Glauben hat“, sagt Broekhoff. Katholische, evangelische und orthodoxe Traditionen verschmelzen. „Ich habe schon von Katholiken gehört, ihnen sei es hier zu evangelisch und andersherum“, erzählt er. Er selbst schätzt die Mischung der Traditionen und Kulturen: „Man muss sich nur darauf einlassen.“



Ich steh hier und singe!

Als Chorsängerin habe ich bei der Lesung aus dem Römerbrief sofort Töne im Ohr. „Denn das Gesetz des Geistes ... hat mich frei gemacht“, „Trotz dem alten Drachen“ oder „Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich“: Das sind Teile aus einer berühmten Motette von Johann Sebastian Bach: Jesu, meine Freude. Ich hab sie schon oft gesungen und leg sie immer wieder auch auf CD auf. Es ist nicht nur wunderbare Musik. Es ist im Grunde eine fantastische Pfingstpredigt.

Denn was der Geist mit mir anstellen kann: Das höre und erlebe ich in dieser Musik von Bach, die die Worte von Paulus aus Römer 8 aufgreift. Der Geist lässt mich frei werden. Er gibt mir den Atem und den Mut, gegen die Mächte des Bösen anzukämpfen und dem alten Drachen der Sünde zu trotzen. Die Geistkraft Gottes lässt mich Hoffnung schöpfen in der Schwachheit von Krankheit, in der Angst vor dem Tod, in der Trauer um die Toten.

Am stärksten berührt mich in dieser Bach-Motette meist der fünfte Teil. Der vertont, wie andere Teile der Motette auch, nicht Worte aus dem Römerbrief, sondern aus einem Kirchenlied von Johann Franck – aber die Liedzeilen passen perfekt zu Paulus. „Trotz dem alten Drachen“, heißt es da. Und dann: „Tobe, Welt, und springe; ich steh hier und singe in gar sicherer Ruh. Gottes Macht hält mich in acht.“ Wenn ich aufrecht stehe und diese Zeilen schmettere, habe ich wirklich das Gefühl: Nichts kann mir etwas anhaben. Gottes Geist schenkt mir ungeheure Kraft. Er macht trotzig und lebendig.

// BEATE HIRT, KATHOLISCHE
SENDERBEAUFTRAGTE BEIM
HESSISCHEN RUNDFUNK



„DIE SPRACHBARRIERE LÄSST SICH ZIEMLICH LEICHT ÜBERWINDEN“

Als **Ladyna** von ihrer Heimat in Baden-Württemberg nach Jena zog, war ihr Mitbewohner Lorenz für ein halbes Jahr im Ausland. Erst bei seiner Rückkehr stellte sie fest: Sie kannte ihn schon – aus Taizé. „Ich wusste nicht, dass mein Mitbewohner Lorenz der Lorenz war, mit dem ich vorher schon befreundet war“, sagt die evangelische Christin und lacht.

In Taizé hatte sie viele Menschen aus aller Welt kennengelernt, Freundschaften geknüpft und sie Jahr für Jahr wiedergesehen. Wie oft sie dort war, weiß die 32-Jährige nicht genau – zehnmal sicher. „Ich genieße die Ruhe und die Zeit“, sagt sie. Und die Gemeinschaft. Zusammen arbeiten, beten, essen: „Eine Gemeinschaft – das ist das, was mir in der Kirche in Deutschland, so wie ich sie kennengelernt habe, oft fehlt.“

Um sich zu verständigen, sprechen die meisten Englisch – eine Art Taizé-Englisch, sagt Ladyna, weil auch mal deutsche oder französische Begriffe eingestreut würden. „Die Sprachbarriere lässt sich in Taizé ziemlich leicht überwinden.“

Das liegt auch daran, dass die Menschen, mit dem gleichen Ziel kommen: Sie seien auf Sinnsuche und wollten sich austauschen, so Ladyna. Grundsätzlich lege Taizé mehr Wert auf Gemeinsamkeiten als auf Unterschiede. In den Bibelgruppen werde nicht über theologische Fragen wie die jungfräuliche Geburt diskutiert, sondern über das Leben, sagt sie: „Was gibt uns Hoffnung? Wie kann das Zusammenleben mit anderen gelingen? Solche Fragen.“

Der Austausch mit Menschen verschiedener Kulturen sei bereichernd: „Das bringt vielfältigere, tiefere Gedanken, als wenn man allein in die Bibel schaut.“ Weil es um Themen geht, die alle betreffen, kann jeder etwas beitragen. Deshalb gelingt auch der Austausch mit Atheisten oder Muslimen, wie beispielsweise bei dem jährlichen islamisch-christlichen Freundschaftstreffen. Taizé ist ein Ort, der verbindet.

„DA WAR SO VIEL AKZEPTANZ, LIEBE UND NEUGIER FÜREINANDER“

Vor ihrem ersten Besuch in Taizé hatte **Sarah Assad** aus Kairo in Ägypten einige Vorurteile. Sie dachte, Europäer seien zurückhaltender als Menschen aus der arabischen Kultur. „Aber in Taizé ist niemand zurückhaltend“, sagt sie und lacht. Jeder teilt Gedanken und Gefühle, zeigt sich verletzlich. Ein Mädchen aus Deutschland, das Assad dort kennenlernte, sagte zu ihr: „Es ist so seltsam. Die Deutschen hier sind ganz anders, als ich sie kenne.“

In Taizé bauen viele Fremde gemeinsam ein Leben auf. Jeder übernimmt Aufgaben – das schafft Gemeinschaft. Besonders prägend, sagt Assad, seien die Gespräche in den Bibelgruppen. Die Offenheit, mit der sich die Menschen begegnen, erzeuge eine tiefe Verbindung. Hier habe sie Freundschaften fürs Leben gefunden.

Die 35-jährige Ägypterin, die koptische Wurzeln hat und 2018 zum Katholizismus konvertierte, wurde von ihrer Schwester auf Taizé aufmerksam gemacht, besuchte das europäische Jugendtreffen in Slowenien und war beeindruckt. „6000 Menschen zusammen in einem Stadion, betend. Das war unglaublich“, sagt Assad. „Mir hat das einen Eindruck davon vermittelt, wie das Reich Gottes aussehen könnte.“ Menschen aus aller Welt kommen zusammen, sprechen über ihren Glauben, singen in verschiedenen Sprachen und spüren den Heiligen Geist. „Da war so viel Akzeptanz, Liebe und Neugier füreinander“, erzählt sie.

Auf ihren ersten Besuch in Taizé 2024 folgt ein zweiter in diesem Jahr. „Wer einmal kommt, kommt immer wieder“, sagt sie. „Und es verändert dich.“ Dieser Ort, an dem jeder willkommen ist und sich sicher fühlt, erinnert sie an Jesus. „Diese Offenheit, die durch Taizé in dein Herz kommt, strahlst du nach außen“, sagt sie. ●



Das Alte Testament beschreibt die Weisheit als Kind, das bei Gottes Schöpfung dabei war. Christen beziehen das auf Jesus, den Sohn Gottes vor aller Zeit.

Dreifaltigkeits- sonntag

PSALM NACH DER ERSTEN LESUNG

Ps 8,4–5.6–7.8–9

**HERR, UNSER HERR, WIE GEWALTIG
IST DEIN NAME AUF DER GANZEN ERDE**

*Als er den Himmel baute,
war ich als geliebtes Kind dabei.
Ich war seine Freude Tag für Tag*

EVANGELIUM

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in der ganzen Wahrheit leiten. Denn er wird nicht aus sich selbst heraus reden, sondern er wird reden, was er hört, und euch verkünden, was kommen wird.

Er wird mich verherrlichen; denn er wird von dem, was mein ist, nehmen und es euch verkünden. Alles, was der Vater hat, ist mein; darum habe ich gesagt: Er nimmt von dem, was mein ist, und wird es euch verkünden.

// JOHANNES-EVANGELIUM 16,12–15

ERSTE LESUNG

So spricht die Weisheit Gottes:

Der HERR hat mich geschaffen als Anfang seines Weges, vor seinen Werken in der Urzeit; in frühester Zeit wurde ich gebildet, am Anfang, beim Ursprung der Erde. Als die Urmeere noch nicht waren, wurde ich geboren, als es die Quellen noch nicht gab, die wasserreichen. Ehe die Berge eingesenkt wurden, vor den Hügeln wurde ich geboren. Noch hatte er die Erde nicht gemacht und die Fluren und alle Schollen des Festlands.

Als er den Himmel baute, war ich dabei, als er den Erdkreis abmaß über den Wassern, als er droben die Wolken befestigte und Quellen strömen ließ aus dem Urmeer, als er dem Meer sein Gesetz gab und die Wasser nicht seinen Befehl übertreten durften, als er die Fundamente der Erde abmaß, da war ich als geliebtes Kind bei ihm. Ich war seine Freude Tag für Tag und spielte vor ihm allezeit. Ich spielte auf seinem Erdenrund und meine Freude war es, bei den Menschen zu sein.

// BUCH DER SPRICHWÖRTER 8,22–31

ZWEITE LESUNG

Schwestern und Brüder!

Gerecht gemacht aus Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn. Durch ihn haben wir auch im Glauben den Zugang zu der Gnade erhalten, in der wir stehen, und rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes.

Mehr noch, wir rühmen uns ebenso der Bedrängnisse; denn wir wissen: Bedrängnis bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung. Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.

// RÖMERBRIEF 5,1–5

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Mo. 16. Juni: 2 Kor 6,1–10; Mt 5,38–42 | **Di. 17. Juni:** 2 Kor 8,1–9; Mt 5,43–48 |

Mi. 18. Juni: 2 Kor 9,6–11; Mt 6,1–6.16–18 | **Do. 19. Juni (Fronleichnam):** Gen 14,18–20; 1 Kor 11,23–26; Lk 9,11b–17 |

Fr. 20. Juni: 2 Kor 11,18.21b–30; Mt 6,19–23 | **Sa. 21. Juni:** 2 Kor 12,1–10; Mt 6,24–34

Da passt kein Blatt Papier dazwischen

An diesem Sonntag feiert die Kirche die Trinität: **Vater, Sohn und Heiliger Geist**. Aber wie einig ist die Dreieinigkeit eigentlich? Schließlich beten wir mal das **Vaterunser**, knien mal vor dem **Leib Christi** und singen mal „**Komm, Schöpfergeist**“.

Von Ulrich Waschki

Waren Sie schon einmal in einer Gottvater-Kirche? Nein? Kein Wunder. Die gibt es nämlich nicht. Oder zumindest fast nicht. Im Bistum Fulda gab es mal eine Kirche, die Gottvater geweiht war. Aber die ist mittlerweile aufgegeben. Ansonsten sucht man einen solchen Namen vergeblich. Dabei gibt es Kirchen, die ausdrücklich Jesus geweiht sind – Herz-Jesu- oder Christ-König-Kirchen etwa. Ebenso findet man Heilig-Geist-Kirchen.

Auch in der Frömmigkeit scheint Gottvater etwas benachteiligt zu sein. Es gibt Gebetsformen, die sich an Jesus ausrichten, etwa in der eucharistischen Anbetung oder dem sogenannten Jesusgebet. Und in charismatischen Gemeinschaften wird besonders der Heilige Geist in den Fokus gerückt. Aber Gottvater – mal abgesehen vom Vaterunser?

Der Jesuit Lutz Müller praktiziert seit Jahrzehnten das Jesusgebet. Er leitet das Haus Gries in Oberfranken und begleitet dort Exerzitien. In seiner Selbstvorstellung auf der Homepage des Hauses schreibt er von der „Beziehung zu Gott und der Freundschaft zu Christus“. Differenziert er zwischen den göttlichen Personen? Ja und nein.

Im Jesusgebet, sagt er, richtet er sich an Jesus, begegnet ihm. Das Gebet muss man lernen und üben. Es ist eine Meditationspraxis. „Man muss Zeit haben, wenigstens 30

Minuten. Man muss stillsitzen. Man muss lernen, den Körper zu beherrschen, sich in ihm wohlfühlen.“ Und dann meditiert man den Namen Jesu: Beim Einatmen sagt man innerlich „Christus“, beim Ausatmen „Jesus“. „Christus“ – einatmen, „Jesus“ – ausatmen. In Stille, für eine ganze Zeit. „Ich inhaliere Christus Jesus und werde immer mehr eins mit ihm, wenigstens mental, beim Atmen“, sagt Pater Müller.

Das Jesusgebet führt zum Vater

In der Stille mache man „ganz großartige Erfahrungen“. Man wird mit dem eigenen Ich, der Biografie, seinen Verletzungen und Wünschen konfrontiert. Es ist Aufgabe von Exerzitienbegleitern, diese Dinge einzuordnen. Das Ziel: in der Liebe zu wachsen. Denn darum gehe es, sagt Müller: „Die erste und die letzte Aufgabe ist die Nächstenliebe. Die Exerzitien haben sich gelohnt, wenn wir am Schluss ein kleines bisschen liebevoller mit unseren Mitmenschen umgehen.“ Ein langer Weg und „ein gigantisches Projekt“, die Umformung des Menschen in der Liebe. „Nach 20 Jahren spürt man aber durchaus Folgen“, sagt Müller.

Er vergleicht den Weg der kontemplativen Exerzitien mit einem Adlerflug: Erst

hebt der Adler ab, steigt flügel-schlagend in die Lüfte. „Das sind die ersten zehn Jahre, wenn man das Gebet lernt und die Höhen und Tiefen kennenlernt.“ Dann kommt die zweite Flugphase: Der Adler lässt sich durch die Lüfte gleiten, ohne Anstrengung. „Das Gebet ist leichter und man merkt: Ich kann mich mit Christus vereinigen. Der Weg ist frei. Jesus erwartet mich!“ In der dritten Phase steht der Adler in der Luft. Er ist einfach. Ohne Flügelschlag, ohne eigene Anstrengung ist der Adler da. Dann führt das Gebet in die Begegnung mit Gott.

„Es gibt Momente in meinem Gebetsleben, da habe ich das erlebt“, sagt Müller. „Ich habe sozusagen das Sein berührt. Ich



Gott, der Glaube und das Spiel



Bei einem Taufgespräch hatten die Eltern auch den älteren Bruder des Täuflings zu mir ins Kloster mitgebracht. Als ihm langweilig wurde, sagte ich entschuldigend, dass ich leider keine Spielsachen da habe. Das hat den Buben sehr beschäftigt. Am Abend sagte er zu seiner Mutter: Der Abt Johannes ist arm, der hat nichts zum Spielen!

Mir ist dadurch neu bewusstgeworden, wie wichtig für uns das Spiel ist. Es hilft uns, locker zu werden und auf andere Gedanken zu kommen. Das Spiel ist nicht sinnlos, aber zweckfrei, da es seinen Sinn in sich selbst hat. Daran hat Hugo Rahner erinnert, der den spielenden Menschen als Abbild des spielenden Gottes deutete.

In der Lesung heißt es, dass die Weisheit, das erste Geschöpf Gottes, vor Gott spielt und an den Menschen Freude hat. Ähnlich könnten wir sagen: Gott hat Freude daran, sich im Spiel auszudrücken und sich spielerisch zu entfalten. Die ganze Schöpfung in ihrer Lebensfülle ist Ausdruck seiner Kreativität.

Für mich bedeutet dies, den Glauben nicht nur zu verkopfen und vernünftig zu erklären. Es gilt auch, das zweckfreie Dasein mit Gott zu suchen und spielerisch vor ihm Mensch zu sein. Etwa in der Freude an der Schöpfung, an Freundschaften und Beziehungen, an der Liturgie, dem heiligen Spiel, am Leben in seiner Fülle. Dabei kann ein Gebet von Dorothee Sölle helfen:

„Gott, lass uns jeden Tag, auch heute, dein Licht sehen; lass uns nicht uns selbst verzwecken und nur das Notwendige, das Ernste tun; spiel mit uns, Gott, und lass uns mit dir spielen.“

// JOHANNES ECKERT, ABT DES BENEDIKTINERKLOSTERS ST. BONIFAZ IN MÜNCHEN UND ANDECHS

Gott, der Vater, denkt nicht und handelt nicht. Er ist einfach.“ Müller meint übrigens, dass solche mystischen Erfahrungen nicht nur religiöse Profis machen könnten, sondern auch ganz normale Gläubige, wenn sie nur dazu angeleitet und ermutigt würden.

Geistreiche Einsichten

Über das Jesusgebet können wir also zu Gott finden. Denn in Jesus hat Gott sich uns Menschen gezeigt, hat menschliche Gestalt angenommen, damit wir uns so dem unfassbaren Gott nähern können. Aber wie kommt nun der Heilige Geist ins Spiel? Auch über Jesus, sagt Pater Müller. Jesus sei nach seiner Auferstehung zu Gott zurückgekehrt und sende, so sagt er etwas scherzhaft, sozusagen sein Lichtsignal an die Menschen zurück. Für Müller ist der Heilige Geist die göttliche Kraft, die zum Beispiel bei Entscheidungen hilft. Auch wieder über das Jesusgebet.

In den Exerzitien, sagt er, machten Menschen oft die Erfahrung, dass sich eine Entscheidung wie automatisch, also intuitiv, ergibt. Ganz logisch, sozusagen alternativlos. Wie bei Paulus, als dieser vom Pferd stürzt und den Herrn erkennt. Oder bei der Berufung der ersten Jünger, die alles direkt stehen und liegen lassen.

In den kontemplativen Exerzitien solle man nicht Vor- und Nachteile abwägen, sondern in die Stille und die Begegnung mit Jesus gehen, sagt Jesuit Müller. Häufig erzählten ihm Menschen, dass sich die Entscheidung dann am Ende wie von selbst eingestellt habe. „Wie der Blitz vom Himmel. Die intuitive Gewissheit, die schlagartig kommt. Darauf vertraue ich beim Heiligen Geist. Das ist der Geist der Weisheit, der Einsicht, der Erkenntnis.“

Durch den Sohn im Geist zum Vater: Zwischen die drei passt kein Blatt Papier. Pater Müller sagt: „Diese Erfahrung, eins zu sein mit Gott, gibt die Gewissheit: Alles wird gut. Das Negative und das Böse haben nicht das letzte Wort. Wir sind unterwegs schon im Licht und beim Licht und mit dem Licht, auch wenn wir es nicht spüren.“ ●



Foto: wikimedia

Vater, Sohn und Geist sitzen stets nah beieinander. Trinitätsikone von Andrei Rubljow, um 1426

merkte, Christus deckt mir den Rücken und vor mir ist das Nichts, wie einige sagen würden. Ich würde sagen, das Nichts ist identisch mit der Fülle. Die Fülle ist das Sein im Vater, das Wohnen in Gottvater.“ Eine mystische Erfahrung.

Der Jesuit erinnert an den biblischen Moment, als sich Gott im brennenden Dornbusch offenbart hat. Dort hat er seinen Namen mitgeteilt: „Ich bin, der ich bin.“ Gott hat keinen Ort, keine Zeit. „Dieser Gott ist der Urgrund der Welt, der Seinsgrund.



Foto: privat

Auf Schatzsuche

Die Bewerbungsphase läuft: Mit dem **Bonifatiuspreis für missionarisches Handeln** werden Projekte ausgezeichnet, die helfen, **den Glauben weiterzutragen**. Was das sein kann und was der Preis bewirkt, zeigt das letzte Siegerprojekt: der **Kinderpilgerweg** aus Telgte.

Von Kerstin Ostendorf

Richard Schu-Schätter freut sich schon auf diesen Termin: Ein ganzer Pastoralverbund aus dem Münsterland wird zum Kinderpilgerweg nach Telgte kommen. Kinder, Familien, junge und alte Leute werden gemeinsam den Weg erkunden und im Pilgerhaus einkehren. „Da ist ein kompletter Aktionstag geplant“, sagt Schu-Schätter, der in dem Wallfahrtsort nahe Münster als Pilgerseelsorger arbeitet.

In den vergangenen drei Jahren hat er das immer wieder erlebt: dass Gruppen von Erstkommunionkindern oder Firmlingen den Kinderpilgerweg kennenlernen wollen. „Es kommen viele Anfragen von Gemeinden, die von dem Weg gehört oder gelesen haben“, sagt Schu-Schätter. „Wir haben uns den Ruf erarbeitet, dass man hier mit Kindern religiös und spirituell gut etwas machen kann.“ Ein Grund für die Bekanntheit: der Bonifatiuspreis, den das Projekt 2022 gewonnen hat.

Das Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken zeichnet alle drei Jahre Kirchengemeinden, Schulen, Verbände, Orden oder Institutionen mit dem Preis aus. Die Projekte, die sich dafür bewerben, wollen den Glauben auf kreative Art weitergeben und die Botschaft des Evangeliums ins Heute übersetzen.

Kreatives Potenzial in den Gemeinden

Auch in diesem Jahr wird der Preis verliehen, und die ersten Bewerbungen sind eingegangen. „Es ist eine gute Mischung“, sagt Georg Austen, Generalsekretär des Bonifatiuswerks. „Es gibt Projekte, die zeigen, wie man Gottesdienste kreativ gestalten kann. Und es gibt Social-Media-Formate, die die Vielfalt der kirchlichen Welt im Digitalen zeigen.“ Ihm sind zudem Projekte gegen Vereinsamung in Pflegeheimen aufgefallen oder solche, die Gemeindefeste bewusst auch für Menschen außerhalb der Pfarrei ausrichten. „Die Bewerbungen





zeigen uns, wie viel kreatives Potenzial in den Gemeinden steckt und was durch das Engagement von Ehren- und Hauptamtlichen in der Kirche sichtbar werden kann“, sagt Austen.

Viel Arbeit und Herzblut stecken auch im Telgter Kinderpilgerweg. Der Weg wurde vor gut drei Jahren von einer Gruppe Kinder und der Künstlerin Petra Maria Wewering konzipiert und angelegt. Damals entstand auch der Kinderpilger-Club – den es noch heute gibt. „Die Kinder, mit denen wir vor drei Jahren gestartet sind, sind mittlerweile fast alle aus dem Club herausgewachsen. Aber zum Glück sind jüngere Kinder dazugekommen“, sagt Schu-Schätter. Monatlich treffen sie sich und überlegen, welche Aktionen sie starten möchten. „Aktuell überlegen wir, an der Osnabrücker Fußwallfahrt Anfang Juli teilzunehmen und uns dort mit anderen Kindern und Jugendlichen zu vernetzen“, sagt Schu-Schätter.

Auch der Weg selbst hat sich in den vergangenen drei Jahren verändert. Stationen wurden ausgebessert, ergänzt oder neu angelegt, etwa die Jakobsstele etwas außerhalb der Stadt, gemeinsam mit der Deutschen Jakobusgesellschaft. Die Stele markiert den Punkt, an dem der Kinderpilgerweg auf den europäischen Jakobsweg trifft. Die Kinder haben ausgerechnet: Von hier aus sind es 4 198 113 Kinderschritte bis zur Kathedrale von Santiago de Compostela. In der Nähe ist außerdem eine Schatzkiste versteckt. Jeder, der etwas hineinlegt, darf auch ein Stück mit nach Hause nehmen – ein Symbol für das Geben und Nehmen, das Teilen und das Miteinander auf dem Pilgerweg.

Georg Austen erinnert sich gut an dieses frühere Siegerprojekt. Er sagt: „Der Kinderpilgerweg zeigt mir, dass man nicht immer alles neu erfinden muss.“ Seit Jahrhunderten machten sich Menschen auf den Weg zu Pilger- und Wallfahrtsorten. „Die Gemeinde St. Marien in Telgte hat gezeigt, dass dieser alten Form des Glaubens eine neue Lebendigkeit eingehaucht werden kann. Es ist bewundernswert, wenn es so gelingt, die Schätze

unseres Glaubens zu heben – und für Kinder erfahrbar zu machen“, sagt er. Genau darum gehe es ja beim Bonifatiuspreis: draußen zu zeigen, was wir drinnen glauben.

Wenn er in Gemeinden und Gottesdiensten auf Gläubige trifft, erlebt er oft eine resignierte Stimmung. „Ich höre immer wieder diese Fragen: Wer kommt noch? Was passiert noch? Was können wir noch?“, sagt Austen. „Dieses ‚noch‘ klingt, als wären wir Testamentsverwalter.“ Das ärgert ihn, denn es gebe so viel wertzuschätzen und hervorzuheben in der Kirche. Der Generalsekretär des Bonifatiuswerks sagt: „Es passiert so viel Gutes und die Menschen sind so erfinderisch – darüber können wir uns doch freuen und auch davon erzählen.“ ●

ZUR SACHE

Bewerben für den diesjährigen Bonifatiuspreis für missionarisches Handeln können sich Kirchengemeinden, Schulen, Verbände und andere mit Projekten, die sich für die Weitergabe des Glaubens einsetzen.

Die ersten drei Plätze sind mit insgesamt **13 000 Euro** dotiert. Bewerbungsschluss ist der **15. August**. Weitere Infos und das Bewerbungsformular finden Sie hier:



www.bonifatiuswerk.de/de/aktionen/bonifatiuspreis

DAS IST MIR HEILIG



Ein Bild aus der Heimat

Dieses Marienbild ist uns heilig! Es stammt aus Pilsen aus dem ehemaligen Sudetenland. Meine Großeltern Peter und Anna Woller bekamen es 1919 zur Hochzeit als Geschenk. Bei der Vertreibung meiner Eltern und Großeltern nach München-Allach im Jahre 1946 wurde das Marienbild in die neue Heimat mitgenommen. Heute hängt es auch in unserem Schlafzimmer und wird von uns in der dritten Generation in Ehren gehalten.

// JOSEF TAUSCH,
MÜNCHEN-ALLACH

WAS IST
IHNEN
HEILIG?

Was ist Ihnen heilig?

Schreiben Sie uns!

Verlagsgruppe Bistumspresse,
Heilig, Postfach 26 67, 49016
Osnabrück oder per E-Mail an:
heilig@bistumspresse.de

Ephräm und der giftige Zorn

Am **9. Juni**, in diesem Jahr ist das der Pfingstmontag, feiert die Kirche einen Heiligen, **der unser Nachbar sein könnte**. Dabei ist der zeitliche Abstand zwischen uns und Ephräm dem Syrer groß.



Foto: imago/imagebroker

Der Biss der Insel-Bambusotter kann tödlich sein. Zorn manchmal auch.

Sein richtiger Name war Mor Aphrêm Sûryoyo und er wirkte in einer Welt, die in mancher Hinsicht der unsrigen ähnelte. In der Stadt Nisbis an der Grenze zwischen dem römischen und dem persischen Reich, in der er im 4. Jahrhundert lebte, herrschte ein wildes Durcheinander. Griechen, Syrer, Perser, Römer, Juden lebten dort zusammen. Jeder sprach seine Sprache, hatte seine Denkweise und Religion. Und jede Glaubensrichtung hatte wiederum ihre eigenen Abweichler, Phantasten, Eiferer und Endzeitpropheten.

Das kam dem Lehrer Ephräm zugute. Seine Religion, das Christentum, war ja eine Religion der Grenze. Der Galiläer Jesus, seine wandernden Vorväter Abraham, Jakob, Josef, Mose – sie alle lebten in Randzonen und Mischgebieten, inmitten von fremden Sprachen, fremden Sitten und fremden Göttern. Wer in einer solchen Welt nicht nur überleben, sondern auch mitreden will, braucht einen klaren Kopf und viel Toleranz und Gelassenheit. Ephräm besaß diese Tugenden. Und er wurde nicht müde, seine Leute zu warnen. Etwa vor den Gefahren des Zorns:

„Nicht schlafe der Zorn in deiner Seele; wenn er einmal darin schläft, dann lässt er sich nur schwer daraus entfernen. Nicht bringe er die Nacht bei dir zu, nicht gäre

er, nicht bleibe er, nicht ruhe er dort; denn wenn der Zorn in der Seele gärt, dann verdirbt, verwirrt, verpestet und besudelt er sie, sodass sie nur mehr zum Schlechten taugt. Giftig sind Viper und Natter, aber der Zorn ist noch viel schlimmer. Er richtet die Seele zugrunde und tötet sie, indem er sie von Gott entfernt.“

Ephräm sah die Gefahr, die Zorn mit sich bringt. Wie aber widersteht man dieser Gefahr? Sein Rat überrascht: Lerne zu lachen über das, was dich ärgert!

„Wenn der Zorn bei dir bellt und wie ein Hund geifert, so wirf die Friedfertigkeit wie einen Stein auf den Zorn und wehre ihm so das Bellen! Beschwichtige ihn durch Heiterkeit und zeige Lachen und nicht Ärger! So wird dann der Zorn verhindert, zwei Seelen zugleich zu vernichten.“

Humor und Gelassenheit kann ein Mensch aber nicht herbeizaubern. Sie sind Gaben Gottes und Frucht der göttlichen Barmherzigkeit. Deshalb müssen wir darum beten. Das tut Ephräm der Syrer mit den Worten:

„O Gott, der du durch das Blut, das aus deiner Seite floss, den Höhen und den untersten Tiefen den Frieden gabst, sende deinen Frieden unter die Zürnenden! Der du zwischen den beiden Parteien, den Oberen und den Unteren, Frieden gestiftet hast, versöhne die Entzweiten durch Liebe, und säe deinen Frieden unter sie!“

» Giftig sind Viper und Natter, aber der Zorn ist noch viel schlimmer. «

Der Friede ist ein Geschenk, das Erbe Christi, das man bewahren und schützen muss. Zugleich ist der Friede aber auch die Hoffnung der Christen, wie Ephräm mit einem Satz aus dem Johannesevangelium lehrt:

„Meinen Frieden gebe ich euch; meinen Frieden hinterlasse ich euch, sprach der Herr zu seinen Aposteln und fuhr zu seinem Vater auf. Wenn er in großer Herrlichkeit wiederkommt und Schrecken die Schöpfung befällt; wenn die Posaune in der Höhe ruft und die Grundfesten des Erdkreises sich lösen; dann komme deine Versöhnung, o Herr, uns entgegen, und dein Friede begegne uns!“

// ANDREAS HÜSER

ANFRAGE

Was sind die Quatembertage?

*Ich benutzte zu Hause immer
einen kirchlichen Abreißkalender,
auf dem regelmäßig auf die Qua-
tembertage hingewiesen wird.
Was hat es damit auf sich?
// Frau Janecke, Berlin*

Die Quatembertage sind etwas aus der Mode gekommen. Es ist also keine katholische Bildungslücke, dass Sie sich fragen, was das ist. Von ihrem Ursprung im 3. Jahrhundert her sind es besondere Fasten- und Bußtage, die zeitlich etwa am Beginn der vier Jahreszeiten stehen. Das merkt man am Namen: Quatember geht auf den lateinischen Begriff „Quattuor tempora“ (vier Zeiten) zurück.

Auf einer Synode im Jahr 1078 wurden diese Tage festgelegt auf Mittwoch, Freitag und Samstag nach dem ersten Fastensonntag, nach Pfingsten, nach Kreuzerhöhung (14. September) und nach dem Fest der heiligen Luzia (13. Dezember). Daraus entstand der Merkurs: „Nach Asche, Pfingsten, Kreuz, Luziagedenke, dass Quatember sei.“ Wie auch in der Österlichen Bußzeit standen an den viermal drei Tagen Fasten, Beten und Almosengeben im Mittelpunkt.

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurden wie vieles auch die

Quatembertage neu geordnet. Um die örtlichen Gegebenheiten besser berücksichtigen zu können, legen nun die Bischofskonferenzen die Termine fest. Für den Bereich der Deutschen und Österreichischen Bischofskonferenz sind dies nun Mittwoch, Freitag und Samstag der ersten Fastenwoche, der Woche vor Pfingsten, der ersten Oktober- und der ersten Adventswoche.

Abgeschafft sind die Quatember-
tage also nicht. Es gibt für die Mess-
feiern an diesen Tagen sogar eigene
Formulare. Allerdings steht nicht
mehr nur der Bußgedanke im Mittel-
punkt. Vielmehr besteht der Wunsch,
dass die Quatembertage jeweils
unter einem Kerngedanken stehen,
auch, um ihnen mehr Bedeutung zu
verleihen. Das könnte etwa die Ein-
heit der Christenheit sein (Pfingsten),
der Dank für die Gaben der Erde
(Oktober) oder das Gebet und die
Hilfe für die Kirche in Lateinamerika
(Advent, auch in Zusammenarbeit
mit Adveniat).

Allerdings – und das zeigt ja auch Ihre Frage – sind die Quatember doch weitgehend in Vergessenheit geraten. Vermutlich auch, weil sie seit der Liturgiereform keine gebotenen Fasttage mehr sind.

// SUSANNE HAVERKAMP

[illegible]

Foto: privat

BIBELRÄTSEL

Sprachlose finden Worte

Die Lesung aus der Apostelgeschichte (Seite 45) erzählt, wie die Jünger nach dem Tod Jesu wieder neue Kraft und Zutrauen finden. Überzeugend reden sie am Pfingsttag von ihrem Glauben an den Auferstandenen. Zuvor haben sie einen weiteren Jünger in ihren Kreis aufgenommen, anstelle von Judas, der Jesus verraten hatte. Wie hießen die Kandidaten, die zur Wahl standen?

Wenn Sie es wissen, senden Sie die Lösung bitte bis zum 12. Juni an:
Zentralredaktion, Bibelrätsel,
Postfach 2667, 49016 Osnabrück, oder
an: gewinnspiel@bistumsprelle.de

Diese Woche dreimal zu gewinnen:



Johannes Gönner: Kreta sehen und sterben. St. Benno Verlag

Pfarrer Stefan ist urlaubsreif und will auf Kreta Freunde besuchen. Doch idyllisch ist der Ort leider nicht, an dem spurlos Menschen verschwinden.

Lösung vom 25. Mai:
Gott, machte keinerlei Unterschied
zwischen uns und ihnen, den Juden und
den Heiden. (Apostelgeschichte 15,9)

Gewonnen haben:
Matthias Janke, Frankfurt;
Maria Böh, Dahn

LEUTE



Der Protestant **Eckart von Hirschhausen** (57) findet die Wahl von Robert Prevost zum neuen Papst sehr weise. „Ob das die Kardinäle waren oder der Heilige Geist, das lasse ich mal offen“, sagte er dem Kölner Stadt-Anzeiger. Er finde es spannend, dass Leo „lange in Peru mit sozial Benachteiligten gelebt und gelitten hat“ und hoffe, er könne klarmachen, dass „Make Amerika great again“ nicht reicht: „Wir brauchen Nächsten- und Übernächstenliebe.“

Der Schriftsteller **Etgar Keret** (57) sieht Gemeinsamkeiten zwischen dem Schreiben und dem Beten, sagte er der Süddeutschen Zeitung. In beiden Fällen müsse man daran glauben, dass da jemand sei, der einem zuhören will, „anstatt zu zweifeln, dass niemand verstehen wird, was mich in meiner Seele bewegt“. Auch könne man klar sagen, was man will: „Das ist etwas wert.“



ergänzend, plus	Ereignisgrund	festlicher Ball			Tragödie von Euripides	kleine Schleuderwaffe	Ballwiederholung b. Tennis	Witz, Gag		Backtreibmittel
					Konsekration l. der kath. Kirche					
Feuersbrunst		Scheitelpunkt des Himmels						Hautfarbton		
					abschließend		italienisch: drei			
Hafenstadt in Israel		US-Film-trophäe		Kohlenabbau-front						englisch: ja
Abendmahls-oblade							Kfz.-Z.: Kiel		Initialen der Allende	
				kurzer Mantel (franz.)		Gelenk zw. Ober- u. Unterschenkel				
fix, unbeweglich	dünne Schicht		kath. Wohlfahrts-pflege							
verhängnisvoll						hohes dt. Gericht (Abk.)				
			Kfz.-Z.: Helmstedt		Initialen des Autors Camus †					
persönliches Fürwort (3. Fall)		niederl. Stadt (Den ...)								
Klosterbruder										

W-967

Auflösung des letzten Rätsels

C	F	A	F	L					
O	R	D	E	N	T	L	I	C	H
T	R	A	B	G	O	R	C	A	
D	N	T	I	A	R	A	E		
A	S	C	H	E	I	J	M		
I	L	E	O	A	D	R	I	A	
I	A	R	O	S	A	T	T		
S	E	R	A	P	U	S	O		
		R	B	I	S	T	U	M	
H	A	B	A	K	U	K			
K	I	E	S	T					
D	T	J	A	K					
A	T	M	U	N	G				

LEO XIV.

ALLES ÜBER DEN NEUEN PAPST

Am Ostermontag stirbt Papst Franziskus. Acht Tage später wählen die Kardinäle Robert Francis Prevost zu seinem Nachfolger: Leo XIV. – der erste amerikanische und augustinische Papst.

Doch wer ist der neue Mann auf dem Stuhl Petri? Wofür steht er im Glauben und im Dienst an der Kirche? Vatikanexperte Andreas Batlogg berichtet aus Rom über das Ende eines Pontifikats und den Aufbruch ins Neue.

HERDER

ANDREAS R. BATLOGG

LEO XIV.

DER NEUE PAPST

HERDER

Die erste deutschsprachige Biografie

€ 19,00 (D) | ISBN 978-3-451-39675-5

www.herder.de

Puppe mit Wert

Was ist uns heilig? Welche **Besonderheiten** finden wir in Westfalen? Und was verbindet die **Weltreligionen**? Eine **Ausstellung in Telgte** beantwortet diese Fragen. Und greift ein **emotionales Thema** auf.

Die Puppe heißt Bärbel und hat normalerweise einen Ehrenplatz im Arbeitszimmer des nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Hendrik Wüst. Zurzeit ist sie im Telgter Museum Religio zu sehen, in der Ausstellung „Unglaublich. Begegnungen mit dem Heiligen“. „Es ist die Puppe meiner Mutter“, erläuterte Wüst, als er sie dem Museum als Leihgabe überließ. Bei einem Besuch in Yad Vashem, der Jerusalemer Gedenkstätte für die Opfer des Holocaust, entdeckte er vor einigen Jahren eine andere, fast identische Puppe: Sie hieß Ybenka und gehörte dem jüdischen Mädchen Vera Bader, das 1943 von den Nazis im Konzentrationslager Theresienstadt ermordet wurde. „Zwei Kinder der gleichen Generation – das eine hatte eine unbeschwernte Kindheit, das andere musste sterben. Seit diesem Besuch ist mir der Grundsatz heilig: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Und genau daran erinnert mich Bärbel.“



Foto: Stefan Branahl

Die Puppe bildet den Auftakt zur Ausstellung, eingerahmt von vielen anderen persönlichen Dingen, die für ihre Besitzer einen besonderen Wert haben: ein Gesetzbuch, Noten von Bachs h-moll-Messe, eine elektrische Gitarre, die Urne mit der Asche eines geliebten Haustieres und vieles mehr. Ganz persönliche Heiligtümer – selbst heute, wo immer weniger Menschen mit Religion noch etwas anfangen können, Gegenstände des Alltags zu einer Art Reliquie werden und einen ganz besonderen Platz im Leben haben.

Rituelles Bad der Hindus im Datteln-Hamm-Kanal

Nein, das Profane steht nicht im Mittelpunkt der Ausstellung. Vielmehr berichtet sie davon, was den Menschen zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Religionen ganz im theologischen Sinne heilig war und ist. Zwar leistet das Religio damit einen Beitrag zum Jubiläumsjahr „1250 Jahre Westfalen“ und es stammen viele Exponate aus der Umgebung. Trotzdem stehen die Schnitzereien und Videosequenzen, die Kunstwerke und Installationen, die sakralen Kunstgegenstände und heiligen Schriften sowie etliche Mitmachstationen für das, was am Heiligen die Menschen seit jeher fasziniert, inspiriert und verbindet.

In rund zehn Schwerpunkte ist die Ausstellung gegliedert. Ein Beispiel: Rituale und heilige Handlungen kennen alle Religionen – und bei einem Rundgang durch die Ausstellung wird deutlich, dass Westfalen längst zu einer Art Schmelztiegel geworden ist. Neben einem sogenannten Aquamanile (Gießgefäß mit Tierkopf), das der Priester für die Handwaschung zu Beginn



Foto: Stefan Branahl

Die Puppe Bärbel (oben) von Ministerpräsident Hendrik Wüst ähnelt der eines jüdischen Mädchens, das in Theresienstadt ermordet wurde. Die heilige Ida (links unten) lebte im 9. Jahrhundert und gilt als erste Heilige Westfalens.

der Eucharistie benutzte, sehen wir eine Wudu-Kanne aus dem Islam und eine Leventkanne aus dem Judentum, während hinter uns ein kurzer Film läuft, der am indischen Ganges aufgenommen sein könnte, aber das rituelle Bad der Hindus im Datteln-Hamm-Kanal zeigt. Wir lernen: Rituelle Reinigung kennt jede Religion.

Und zu vielen dieser Religionen hat Ausstellungsmacherin Jutta Desel einen persönlichen Bezug: Aufgewachsen ist sie in einem protestantischen Pfarrhaus, ihre katholische Freundin nahm sie für ein Jahr mit zum Kommunionunterricht, später heiratete sie einen jüdischen Rabbiner – und der Schwager lebt als Schiit in Beirut.

// STEFAN BRANAHL

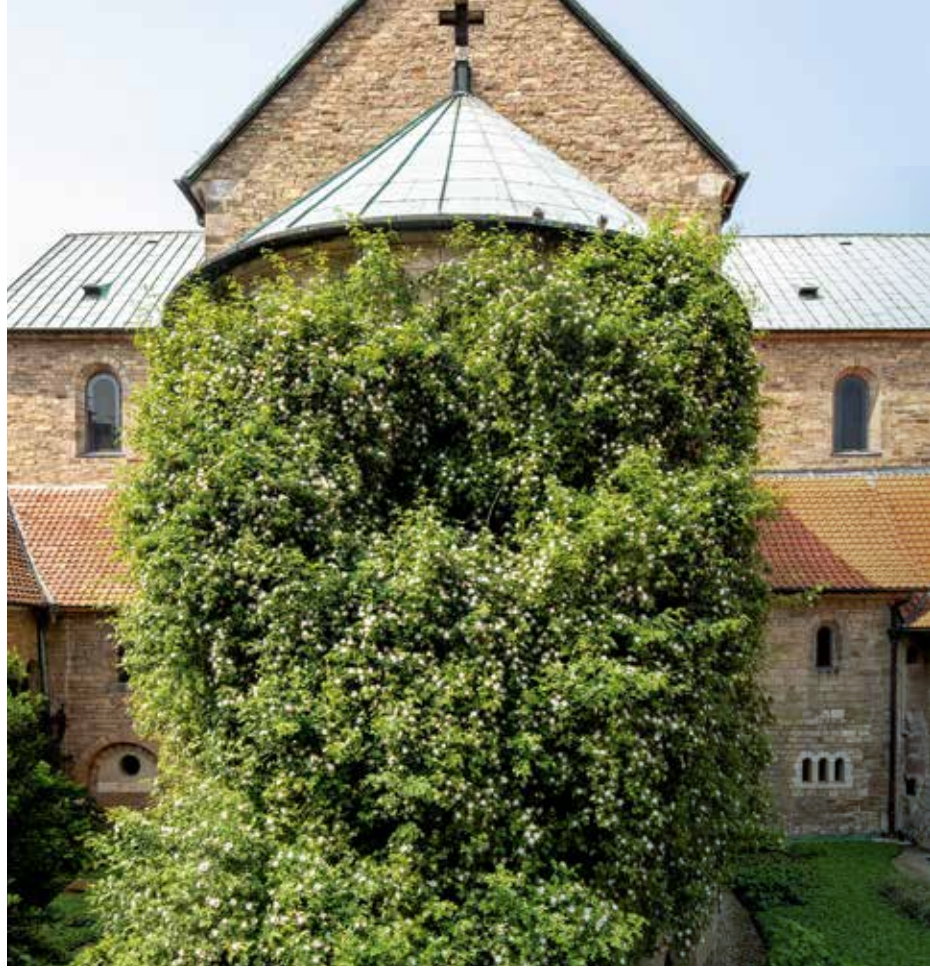
ZUR SACHE

Die Sonderausstellung „Unglaublich. Begegnungen mit dem Heiligen“ ist im Museum Religio in Telgte bis zum 31. August zu sehen. Das Museum befindet sich in der Herrenstraße 1-2. Internet: www.museum-telgte.de

Die Königin der Blumen

Ob im Garten oder als Strauß zum Geburts- und Hochzeitstag: **Die Rose** ist sehr beliebt. Aus der gewöhnlichen Hagebutte wurden bisher 30 000 verschiedene Sorten gezüchtet. **Von der Kirche erst beargwöhnt**, hat sie heute **große Symbolkraft**.

Von Stefan Branahl



Sie steht unbeachtet an fast jedem Straßenrand und ein Gärtner würde ihr wohl eher als Unkraut zu Leibe rücken, aber wenn sie wie in diesen Tagen in Hildesheim ihre Knospen öffnet, ist es zumindest den norddeutschen Medien regelmäßig eine Nachricht wert: Der Hildesheimer Rosenstock blüht!

Das Ereignis lockt die Besucher an, staunend stehen sie an der Apsis des Doms und bewundern die eher unscheinbaren zartrosa Blätter. Zwei Wochen etwa dauert das Schauspiel, dann ist es wieder vorbei und das Hildesheimer Wahrzeichen ist das, was es eigentlich ist: eine gewöhnliche Hundsrose.

Legendär sind ihr Alter und ihre Symbolkraft: Vor tausend Jahren, beim Bau der Bischofskirche, soll der Rosenstock der Legende nach gepflanzt worden sein. Und als der Dom in den letzten Kriegswochen nach der Bombardierung am 22. März 1945 wie der Rest der Stadt in Schutt und Asche lag, da dauerte es nicht lange, bis sich die ersten Triebe wieder durch die Trümmer schoben – für die Bewohner der Stadt ein Zeichen der Hoffnung, für viele ein Wunder. Egal, ob man das so sieht oder es eher der unbändigen Kraft einer Wildpflanze zuschreibt: Inzwischen, 80 Jahre später, ist die Rose wieder viele Meter hoch und braucht ein geschmiedetes eisernes Stützgerüst.

Die wohl bekannteste Rose Norddeutschlands hat optisch so gar nichts zu tun mit ihren hochgezüchteten Schwestern, die leidenschaftlich in den Beeten gepflegt und gerne als Zeichen der Liebe und Zuneigung verschenkt werden. Mehr als 30 000 Sorten gibt es heute, betörend duftend und in unzähligen Farbnuancen. Sie wollen Aufmerksamkeit ohne Ende, machen Arbeit, stechen mit ihren Dornen – und trotzdem gilt die Rose

als Königin der Blumen, begleitet den Menschen nachweisbar seit der Antike und ist verbunden mit symbolbeladenen Geschichten, Sagen und Mythen.

Christen war die Rose zu protzig

Archäologen sagen, dass es die Ur-Rose seit etwa 25 Millionen Jahren gibt, aber es waren die alten Griechen, die ihr viel später besondere Aufmerksamkeit widmeten, die sie in Liedern besangen und sich an ihrer damals noch einfachen Schönheit erfreuten. Auch die Ägypter hatten ihren Anteil. Kleopatra, gleichermaßen berühmt wie berüchtigt für ihre Verführungskünste, soll ihren Geliebten Marcus Antonius in einem Gemach empfangen haben, dessen Boden über und über mit Rosen bedeckt war. Immerhin war die Blume zu Zeiten der ägyptischen Königin bereits ihrer Erdverbundenheit enthoben und der Liebesgöttin Isis geweiht. Und die Römer nicht zu vergessen: Sie kultivierten die Rose auf Feldern als Schmuck und Glücksbringer, Kaiser Nero in seiner durchgeknallten Extravaganz ließ Wege, die er beschritt, mit ihren Blüten bestreuen.

Prunk, Verschwendungssucht und Laster verbanden die ersten Christen zunächst mit der Rose, sie sahen in ihr angesichts solch vermeintlicher Verkommenheit ein zutiefst heidnisches Symbol, mit dem sie nichts zu tun haben wollten. Und das, obwohl sie in der Bibel zumindest an den wenigen Stellen, in denen sie vorkommt, in höchsten Tönen gepriesen wird. „Wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern“, heißt es beispielsweise im Hohelied der Liebe – gemeint ist die Erhabenheit, mit der diese Freundin als etwas ganz Besonderes unter all den anderen Frauen hervor-

ANNO DOMINI

Radiostart mit Feuerwehr

Am Pfingstsonntag des Jahres 2000 löst der Kölner Kardinal Joachim Meisner ungewollt Alarm aus: Weihrauchschwaden bei der Einweihung des Domrads rufen die Feuerwehr auf den Plan. So ist dem Sender vom ersten Tag an Aufmerksamkeit sicher.

Vorläufer des Domrads sind der Bürgerfunk und ein zweiwöchiges Veranstaltungsradio im August 1998 zum Jubiläum 750 Jahre Kölner

Dom. Seit dem 11. Juni 2000 gibt es das 24-Stunden-Vollprogramm. Das Erzbistum Köln

bringt damit kirchliche Standpunkte in die öffentliche Diskussion. Träger ist jedoch nicht das Erzbistum, sondern das Bildungswerk der Erzdiözese Köln. Diese Konstruktion ist Voraussetzung, um überhaupt eine Lizenz der Landesanstalt für Medien NRW zu erhalten.

Mit einer lokalen UKW-Frequenz fürs Radio und sechs Beschäftigten beginnt es – heute erreichen Inhalte des Multimediasenders im Radio, über Social Media und im Internet durchschnittlich fünf Millionen Menschen im Monat. Der Theologe

und Journalist Ingo Brüggengjürgen, Mitgründer und Chefredakteur von Anfang an, bleibt bis 2024 und prägt den Sender entscheidend. Er sieht den Auftrag nicht darin, PR-Organ oder Sprachrohr des Bischofs zu sein, sondern kritisch zu berichten.

Die Entwicklung zum heutigen domradio.de mit 35 Festangestellten und rund 60 freien Mitarbeitern in Redaktion und

Technik betrachtet er als „Geschenk des Himmels“. In der Pressekonferenz zum Sendestart kündigt Brüggengjürgen an, auch Fernseh-

gottesdienste in Bild und Ton zu übertragen. Kollegen vom WDR und anderen Medien reagieren mit ungläubigem Lachen. Doch bald wird aus dem Kölner Dom gesendet. Und der rote Ü-Wagen des Domrads gehört zum Bild bei Katholiken- und Kirchentagen, Versammlungen der Deutschen Bischofskonferenz oder des Zentralkomitees der deutschen Katholiken.

Das Domradio liefert täglich Nachrichten aus der christlichen Welt und geistliche Impulse. Höhepunkte in der Berichterstattung sind der Weltjugendtag 2005 in Köln und drei Papstwahlen. „Fachwissen, Leidenschaft und Gespür für Multimedialität“ nennt Chefredakteur Renardo Schlegelmilch als Rezept für die journalistische Arbeit: „Wir sind sehr froh und stolz, dass wir damit national wie international eine beachtete und geschätzte Stimme geworden sind.“ Das Jubiläum feiert der Sender mit einem Tag der Offenen Tür am 14. Juni. Auch die Feuerwehr ist dann wieder dabei.

// CHRISTOF HAVERKAMP

2000

VOR 25 JAHREN



Zum reinen Radioangebot kam bald Bewegtbild hinzu.

Foto: Imago/Panama Pictures



Fotos: kna/Daniel Pilar; Craftiken Rosen; freepik

Wahrlich riesig: der Rosenstock am Hildesheimer Dom. Etwa zwei Wochen im Jahr blüht er prachtvoll.

sticht. Erst Karl der Große erreichte, dass die Rose ihren gebührenden Platz bekam: In seiner Landgüterverordnung von 794 verpflichtete er alle kaiserlichen Höfe, die „Rosa gallica ‚Officinalis‘“, die gewöhnliche Hagebutte, anzubauen. Denn mittlerweile war bekannt, dass Blätter, Samen und Wurzeln gegen Entzündungen helfen, das Herz stärken und Schmerzen lindern.

Damit gab auch die Kirche ihre anfängliche Zurückhaltung auf, die Rose hielt Einzug in die Kunst, wurde zum Symbol, beispielsweise für Maria, die Mutter Jesu. Weil sie der christlichen Lehre nach von Anfang an ohne Erbsünde ist, wurde sie zur „Rose ohne Dornen“. Seit dem 11. Jahrhundert ist der Rosenkranz bekannt, eine besondere marianische Gebetsübung; der Name erinnert an die Tradition, Marienfiguren mit Blüten- oder Rosenkränzen zu schmücken.

Gerade in diesen Tagen entfaltet eine Blume ihre Blütenpracht, die zwar landläufig als Pfingstrose bezeichnet wird, aber botanisch zu den sogenannten Hahnenfußgewächsen gehört. Sie spielt in der christlichen Symbolik ebenfalls eine wichtige Rolle – als Zeichen für die Auferstehung und das Leben nach dem Tod, also auch wie eine Rose ohne Dornen.

Zu dieser Familie gehört übrigens auch die Butterblume, an sich hübsch anzusehen, aber bei Gärtnern zurecht als hartnäckiges Unkraut gefürchtet: In den Beeten breitet sie sich mit ihren Ausläufern in Windeseile aus. Freude und Verdross liegen in der Pflanzenwelt also mal wieder dicht beieinander.

Die Pfingstrose, die jetzt in Blüte steht, ist botanisch gar keine Rose, sondern ein Hahnenfußgewächs.



Glück finden in der Leere

Nur besitzen, was man nutzt. Nur behalten, was langfristig gefällt: **Minimalismus liegt im Trend.** Aber sorgt er auch für mehr Zufriedenheit? **Zwei Frauen** haben sich auf diesen Lebensstil eingelassen – die eine **in der Familie**, die andere **im Kloster.**

Von Anja Sabel

Den Drang, beim Stadtbummel unbedingt etwas kaufen zu müssen, verspürt Birgitta Bolte schon lange nicht mehr. Schöne Dinge schaut sie sich gerne an – das schon. „Aber ich kann sie liegenlassen, weil ich weiß, dass wir zu Hause genug Sachen haben, die zu uns passen.“ Das sei kein schmerzhafter Verzicht, sondern eine bewusste Entscheidung, die sich sehr angenehm, ja, sogar befreiend anfühle.

Birgitta Bolte aus Rheine im nördlichen Münsterland hat sich bewusst für einen minimalistischen Lebensstil entschieden, der eine Alternative darstellt zur konsumorientierten Überflusgesellschaft. Möbel und Dekoration: hat sie reduziert. Plastik und Müll: vermeidet sie, so gut es geht. Kleidung: ist übersichtlich. „Ich muss zum Beispiel nicht zwischen 30 T-Shirts wählen, sondern da hängen vier bis fünf im Schrank, die alle Lieblingsstücke und gut kombinierbar sind.“ Nur an Büchern und Pflanzen spare sie nicht, sagt sie. Über ihre Erfahrungen berichtet die studierte Buchwissenschaftlerin und Referentin für nachhaltiges Leben auch in Vorträgen.

Brauche ich das wirklich?

Diese Frage geht nicht tief genug

Minimalismus – wer ihn praktiziert, ist bereit, sich materiell stark einzuschränken. Er möchte Alltagszwängen entkommen und dadurch zu einem selbstbestimmten, erfüllten Leben finden. Und oft spielt, wie bei Birgitta Bolte, Nachhaltigkeit eine Rolle. Der Durchschnittsdeutsche besitzt rund 10000 Gegenstände. Was davon braucht man wirklich? Sicher nicht die Ersatz-Knoblauchpresse in der übervollen Küchenschublade. Oder den alten Schallplattenspieler auf dem Dachboden.

Brauche ich das wirklich? Birgitta Bolte sagt, diese Frage gehe nicht tief genug. Weil die Antwort darauf immer lauten werde: „Klar, brauche ich, weil es schön

ist und mir gefällt.“ Sie setzt stattdessen Nachhaltigkeitskriterien an: Woher kommt das Stück? Wer hat es produziert? Handelt es sich tatsächlich um Bio-Baumwolle? „Wenn ich das alles berücksichtige, fallen die meisten Dinge weg.“ Außerdem: „Von hochwertiger, zertifizierter Kleidung kann ich mir sowieso nicht viel kaufen, denn die ist – zu Recht – teurer.“

Minimalismus liegt im Trend. Nur besitzen, was man nutzt, nur behalten, was langfristig gefällt – eine klare Gegenbewegung zum Materialismus unserer Gesellschaft. Eine Gesellschaft, die uns suggeriert, dass mehr Geld, mehr Kleider, mehr Konsum auch für mehr Zufriedenheit sorgen. Wir haben verlernt, zu wissen, wann es genug ist. Und „genug“ könne erstaunlich wenig sein, erklärt Birgitta Bolte. Dafür habe sie jetzt mehr Zeit, sich auf Wesentliches zu konzentrieren: Freunde zu treffen, Sport zu machen, etwas mit der Familie zu unternehmen, zu lesen. Das sei Glück.

Mit weniger glücklich zu sein, ist jedoch keine Idee des 21. Jahrhunderts. Das einfache Leben lässt sich bis in die Antike zurückverfolgen: Der griechische Philosoph Diogenes von Sinope (405 bis 320 vor Christus) gilt als Vorreiter der Minimalistenbewegung. Er lebte der Legende nach in den Säulengängen Korinths oder wahlweise in einem Fass, er besaß einen Wollmantel, einen Rucksack mit Proviant sowie einen Stock. Auch Jesus war überzeugter Minimalist. Er lehrte die Menschen, alles zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben, und er forderte seine Jünger auf, ihr Leben nicht mehr auf materiellen Besitz, Karriere oder andere egozentrische Ziele auszurichten.

Schon seit Jahrtausenden verzichten auch Ordensleute auf Besitz, um sich dem Leben mit Gott zu widmen. „Minimalismus heißt für mich, offen für

Kleidung aussortieren und auf wenige, hochwertige Lieblingsstücke setzen – das kann befreiend sein.



ZUR PERSON

Birgitta Bolte ist Referentin für nachhaltiges Leben. Sie lebt mit ihrer Familie seit 2017 in einem Zero-Waste-Haushalt. Das heißt, sie konsumiert bewusst wenig, um Müll zu vermeiden und zu reduzieren.



Foto: istockphoto/ Viktoriya Telminova; Porträtfoto: privat

Gott zu bleiben“, sagt Schwester M. Rita Niehaus, Missionsschwester vom heiligen Namen Marien in Osnabrück. Heraus aus dem sicheren Leben einer Beamtin in der Kreisverwaltung hat sie sich vor gut 20 Jahren eingelassen auf das Abenteuer einer Gottsuche in einer Ordensgemeinschaft. Ihren Besitz brachte sie ins Kloster ein, dort wird alles gemeinschaftlich verwaltet und geteilt. „Ich kann nicht unmittelbar über Geld verfügen“, erklärt Schwester M. Rita, „aber das, was ich zum Leben brauche, bekomme ich. Es ist ja nicht so, dass ich ohne Geld in der Tasche auf Dienstreise gehe.“

Birgitta Bolte stieß 2017 auf der Suche nach einer Idee für die Fastenzeit auf den Begriff Plastikfasten. Plastikfrei einkaufen, nach Alternativen schauen – die Familie war begeistert. Der nächste Schritt war Zero Waste, was bedeutet, im Haushalt generell wenig Müll zu produzieren. Lebensmittel werden im Bio-Laden, im Unverpackt-Laden und auf dem Markt gekauft. Milchprodukte gibt es in Pfandgläsern. Wurst und Käse von der Frischetheke werden in einer mitgebrachten Dose transportiert. Es sei eine „absolute Erleichterung“, dass im Haus jetzt weniger herumsteht, sagt Birgitta Bolte

TIPPS

Entrümpeln: Gehen Sie beim Ausmisten schrittweise vor. Beginnen Sie entweder mit einem Raum oder einer Kategorie wie Kleidung oder Lebensmittel.

Digitale Entgiftung: Löschen Sie alle Apps, die Sie seltener als zweimal pro Monat nutzen, und räumen Sie Ihr E-Mail-Postfach auf. Legen Sie Ihr Smartphone im Urlaub ganz beiseite oder schauen nur einmal täglich drauf.

und nennt ein Beispiel: „Früher hatten wir ein Shampoo für die jüngere Tochter, eines für die große, eines für meinen Mann und eines für mich. Inzwischen gibt es nur noch ein festes Shampoo-Stück für uns Damen, mein Mann wäscht seine kurzen Haare nur mit Wasser.“

Schwester M. Rita legt einmal im Monat ihre Arbeit beiseite – einen halben Tag lang. Nicht, um ihren Hobbys nachzugehen, sondern um freie Zeit zu haben für Gott und darüber nachzudenken: Was will Gott mit meinem Leben? Wo fordert er mich heraus? Das sei ein Minimalismus, „der zu einem Mehr führt“. ●

HEILIGE

Antonius hilft beim Suchen



Foto: Guercino/wikipedia

FREITAG, 13. JUNI

Antonius von Padua ist der Patron der Suchenden. Er hilft, verlorene Dinge zu finden. Zum Dank spendet man Geld – das „Antoniusbrot“ – in eine Büchse, die in vielen Kirchen steht. Der in Italien (Padua) wirkende Portugiese Antonius (1190-1230) war Schüler des hl. Franziskus. Als genialer Prediger reiste er durch Europa und wurde wie ein Star verehrt.

SONNTAG, 15. JUNI

Der Nothelfer Veit

St. Vitus (Veit) wurde als Christ im 4. Jahrhundert verfolgt. Er floh in eine Einöde in Sizilien, wo er Wunder wirkte. Er heilte auch den Sohn des Kaisers Diokletian, weigerte sich jedoch, römischen Göttern zu opfern. Er sollte deshalb von Löwen zerrissen werden. Die Löwen jedoch blieben friedlich. Daraufhin wurde er in siedendes Öl geworfen, in dem er starb.

MONTAG, 16. JUNI

Benno von Meißen

Als der Meißner Bischof Benno 1085 von Kaiser Heinrich IV. abgesetzt wurde, warf er die Kirchenschlüssel in die Elbe. Drei Jahre später wurde er wieder als Bischof eingesetzt. Erzählt wird, dass bei seiner Rückkehr ein Fischer einen Fisch brachte, an dessen Flossen die Dom-Schlüssel hingen. Seitdem gilt Benno als Fürsprecher gegen Trockenheit, Unwetter und Überschwemmungen.

RELIGIÖSE SENDUNGEN

Regelmäßige Termine

- Montag bis Samstag, 7.00 Uhr, **K-TV**
Katholischer Gottesdienst (45 Min.)
- Montag bis Samstag, 8.00 Uhr, **Bibel TV**
Katholischer Gottesdienst aus dem Kölner Dom (45 Min.)
- Mittwoch, 10.00 Uhr, **EWTN** Generalaudienz mit dem Papst aus Rom (75 Min.)
- Mittwoch, 19.00 Uhr, **BR** Stationen.
Aus Religion und Kirche (30 Min.)
- Samstag, 12.10 Uhr, **BR**
Glockenläuten (5 Min.)
- Samstag, 18.30 Uhr, **K-TV** Katholischer Gottesdienst aus Freiburg (60 Min.)
- Samstag, 18.45 Uhr, **MDR** Glaubwürdig (5 Min.)
- Sonntag, 12.00 Uhr, **EWTN** Angelus-Gebet mit dem Papst aus Rom (30 Min.)
- Sonntag, 19.00 Uhr, **Bibel TV** Kirche in Bayern (30 Min.)

Pfingstsonntag, 8. Juni

- 9.30 **ZDF** Katholischer Gottesdienst aus der Pfarrkirche Heiliger Luzius in Göfis/Vorarlberg (45 Min.)
- 10.00 **ARD** Evangelischer Gottesdienst aus der Christi-Himmelfahrt-Kirche in Freising (60 Min.)

Pfingstmontag, 9. Juni

- 10.00 **ARD** Katholischer Gottesdienst aus der Kirche Christi Auferstehung in Köln-Lindenthal (60 Min.)

Samstag, 14. Juni

- 23.35 **ARD** Das Wort zum Sonntag mit Anke Prumbaum, Moers (5 Min.)

Sonntag, 15. Juni

- 9.30 **ZDF** Evangelischer Gottesdienst aus der Deutschen Evangelischen Gemeinde in Den Haag (45 Min.)
- 10.00 **Bibel TV** Katholischer Gottesdienst aus dem Salzburger Dom (90 Min.)

Donnerstag, 19. Juni

- 10.00 **ARD** Katholischer Fronleichnamsgottesdienst mit Prozession aus St. Vitus in Burglegensfeld (60 Min.)
- 11.00 **BR** Zeit und Ewigkeit. Gedanken zum Fest Fronleichnam mit Abt em. Hermann-Josef Kugler (20 Min.)

Samstag, 21. Juni

- 23.50 **ARD** Das Wort zum Sonntag mit Wolfgang Beck, Hildesheim (5 Min.)



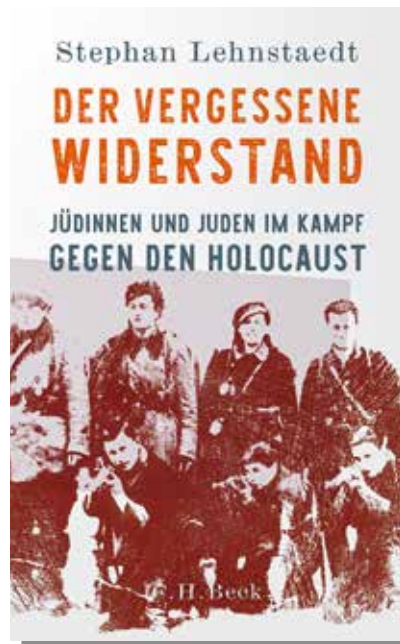
Nicolas Moumouni geht gern in die Hamburger St. Michaelis-Kirche, den Michel.

TV: Über Rassismus in den Kirchen

Rassismus hat viele Gesichter, auch in der Kirche. So erhalten Schwarze nur selten Führungspositionen in den Kirchen; immer noch kommen sie vor allem auf Hungerplakaten oder bei Sammelaktionen vor.

Für den Seelsorger Égide Muziazia haben diskriminierende Beleidigungen zum persönlichen Rückzug geführt, aber auch zu einer Solidarisierung im katholischen Bistum Münster. Andere Seelsorger berichten im Film von guten Erfahrungen. „Es geht mir darum, hinzuhören, sichtbar zu machen und den Finger in die Wunde zu legen – nicht um zu spalten, sondern um Brücken zu bauen“, sagt Susanne Böhm, die Autorin des ausgewogenen, facettenreichen Films, der die katholische wie die evangelische Kirche betrachtet.

Kirche ohne Rassismus. Am Sonntag, 8. Juni, um 17.30 Uhr im ZDF (45 Min.)



Buch: Über Menschen, die sich nicht ergaben

„Hitler will alle Juden Europas töten. Lasst uns nicht wie Schafe zur Schlachtbank gehen!“, proklamierte der Student Abba Kovner 1941. Seine entschlossene Haltung wurde von Tausenden Jüdinnen und Juden im besetzten Europa geteilt. Sie begehrten auf gegen Unterdrückung, Schikanen und Vernichtungspläne des Regimes. Ihre mutigen Aktionen blieben von Öffentlichkeit und Forschung jedoch lange unbeachtet. Stephan Lehnstaedt, Professor für Holocaust- und Jüdische Studien an der Touro University Berlin, gibt nun einen Überblick über die verschiedenen Formen jüdischen Widerstands im NS-Staat und seinen Besatzungsgebieten. Er erzählt die Geschichten von Menschen, die auch im Angesicht des Todes für sich und andere einstanden.

Stephan Lehnstaedt: Der vergessene Widerstand. Jüdinnen und Juden im Kampf gegen den Holocaust. C.H. Beck, 383 S., 28 Euro

Viele kleine Puzzlestücke

Gut zwei Wochen nach seiner Wahl erschienen **die ersten Biografien** über Papst Leo XIV. Große Enthüllungen bieten sie naturgemäß nicht. „Wir mussten **vor allem schnell sein**“, sagt **Stefan von Kempis**, Redaktionsleiter bei Vatican News und einer der Autoren.



„Ich hatte nur eine Woche für das ganze Buch“, sagt Stefan von Kempis. Allerdings wusste er schon lange, dass es auf ihn zukommt. „Vor mehr als zwei Jahren habe ich das so für den Fall einer Papstwahl mit dem Patmos Verlag geplant.“ Entsprechend hat er sich vorbereitet. „Das Kapitel über Franziskus und das über das Konklave waren praktisch fertig, als der weiße Rauch aufstieg.“ Zwei von neun.

Dass er sich dann in die Biografie von Robert Prevost einarbeiten musste, war auch für ihn eine Überraschung: „Über Kardinal Parolin hatte ich Material zur Seite gelegt, über Prevost hatte ich nichts.“ Beunruhigt hat ihn das nicht: Als Redaktionsleiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan sitzt er quasi an der Quelle der Information. „Egal, wer es geworden wäre: Keiner kommt völlig aus dem Nichts“, sagt von Kempis.

Dennoch war eine Woche knapp. „Da gab es keine Pause, das ging Tag und Nacht“, sagt er. Er sprach mit Menschen, die den neuen Papst von früher kennen, und er las. Internetportale, Soziale Medien, amerikanische, peruanische, deutsche, spanische und italienische Zeitungen – alle wussten etwas zu berichten. „Das Problem war nicht, an Informationen zu kommen“, sagt von Kempis. „Das Problem war, diejenigen herauszufiltern, die mehr zu sagen haben, als dass Prevost ein netter Typ ist und dass sie sich über seine Wahl freuen.“

Hinein in drei aufregende Wochen

Von Kempis' Buch ist kein Enthüllungsjournalismus, der mit etlichen Neuigkeiten aufwartet. Es ist eher eine gut sortierte Zusammenstellung von Informationen: über den neuen Papst und das, was ihn prägt; über die Aufgaben, die auf ihn warten; aber auch über drei aufregende Wochen in Rom. „Ich möchte die Leserinnen und Leser mit hineinnehmen in die Szenen von Franziskus' Tod am Ostermontag über dessen Beerdigung und Vermächtnis und das Vorkonklave bis in die ersten Tage von Papst Leo hinein.“ Sammeln, werten, einordnen – so beschreibt der Autor seine Absicht.

Das ist ihm gut gelungen. Wer eine Zusammenfassung all der Puzzlestücke sucht, die durch diverse Medien gegeistert sind, ist hier richtig. Wissenswertes über Prevosts von Migration geprägte Familie ist hier zu finden, auch ein Bild seines Elternhauses und seiner Heimatkirche, die übrigens gerade zum Verkauf steht. Wegbegleiter aus Peru erzählen, wie er als Bischof die Rolle der Laien und insbesondere der Frauen gestärkt hat. Man erfährt mehr über Augustinus und den Augus-



Wer ist der Mann? Kurz nach der Wahl suchten alle nach Informationen über den neuen Papst.

tinororden und wie wichtig dort das Zusammenleben und das gemeinsame Entscheiden sind.

Von Kempis zitiert auch ausführlich aus den ersten Reden und Predigten des neuen Papstes und stellt Vermutungen an, was Kirche und Welt von ihm zu erwarten haben. Das alles fand er hochspannend. „Der Mann hat etwas Rätselhaftes“, sagt er. „Er hört mehr zu, als dass er redet, schreibt wenig. Es ist schwer zu erfahren, wo er eigentlich steht.“ Auf zum Teil Jahre alte Aussagen, die gerade zitiert werden, möchte er ihn nicht festlegen. „Wer weiß, wie er sich entwickelt hat oder noch entwickeln wird?“, sagt der Journalist. Im Moment sende er „Signale nach rechts wie nach links“.

Von Kempis ist klar, dass sein Buch, „nicht der Weisheit letzter Schluss“ ist. Darüber hat er auch mit Andreas Batlogg gesprochen, der parallel an einem ähnlichen Projekt für den Herder Verlag saß. „Wir haben uns manchmal gegenseitig getröstet“, sagt von Kempis und lacht. Vor allem schnell sein zu müssen, macht die Sache nicht einfacher. „Aber mit jedem Ausschnitt setzt sich das Bild von Papst Leo zusammen“, sagt er. Und dazu will er beitragen.

// SUSANNE HAVERKAMP



Stefan von Kempis:
Papst Leo XIV. Wer er ist – wie er denkt – was ihn und uns erwartet. Mit zahlreichen Bildern.
Patmos, 162 Seiten,
19 Euro



Foto: Andreas Hüser

GLAUBENSORT

Kirche zwischen Ebbe und Flut

Wahrzeichen des endlosen Strandes von St. Peter Ording sind die mächtigen Pfahlbauten. Bei Flut kann man dort über dem Wasser sitzen und Pommes essen. Etwas abseits steht – auf etwas kürzeren Stelzen – ein Pfahlbau anderer Art. Das 2008 errichtete ökumenische Kirchenschiff sieht wie ein großes Spielplatz-Möbel aus. Aber wenn die Flagge gehisst ist, gibt es an Bord Gottesdienste, Andachten und andere „Unter-

brechungen“ im Urlaubsalltag. Und dann erinnert dieses Schiff daran, dass im Himmel noch jemand wohnt. „Mehr als das Tosen vieler Wasser, gewaltiger als die Brandung des Meeres, ist gewaltig der Herr in der Höhe.“ (Psalm 93) (ahü)

Haben Sie auch einen Glaubensort? Schreiben Sie uns: glaubensorte@bistumspresse.de